Stadtanzeiger für Castrop-Rauxel und Umgebung

62. Jahrg. Castroper Zeitung
Rauxeler Neueste Nachrichten
Bladenhorster Tageblatt

Der Stadtanzeiger erscheint wöchentlich 7mal. Wochenbezugspreis 50 Pfg. Postbestellpreis 2 RM. monatlich. Ersatzansprüche können bei Störungen im Erscheinen infolge höherer Gewalt nicht gestellt werden. Druck und Verlag: Gebr. Schmitz in Castrop-Rauxel. Hauptschriftleiter, verantwortlich für den Textteil: Franz Josef Prauss in Castrop-Rauxel. Anzeigenleiter: Wilhelm Welter in Castrop-Rauxel. DA. V. 36 1767. Sa.-Nr. 2151 Castrop.

Anzeigenpreis: 1 mm hoch und 22 mm breit 4 Pfg. Textanzeigen 1 mm hoch und 72 mm breit 25 Pfg. Nachlaß nach den vom M. d. D. W. herausgegebenen Richtlinien. Z. Zt. gilt Preisliste Nr. 2. Für Platzwünsche, auch für die durch Fernsprecher aufgegebenen, sowie für undeutlich geschriebene Aufträge wird keine Gewähr übernommen. Schluß der Anzeigen-Annahme 4 Uhr nachm. tags zuvor. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Castrop-Rauxel.

Amtliches Veröffentlichungsblatt für den Landgerichtsbezirk Dortmund. Allgemeines Kreisblatt für den Stadtkreis Castrop-Rauxel.

Nr. 151 | Sonntag, den 7. Juni | 1936

Die Gemeindepolitiker tagen

Am 6. Juni eröffnete Reichsleiter Oberbürgermeister Fiehler, München im großen Sitzungssaale der Krolloper in Berlin feierlich die Vorstandssitzung des Deutschen Gemeindetages. Am 7. Juni beginnt am Kaiserdamm die große Ausstellung „Die deutsche Gemeinde" und vom 8. Juni ab tagt der VI. Internationale Gemeindekongreß in Berlin und München, der für eine Woche über 600 internationale Vertreter nach Deutschland führen wird. Diese beiden Ereignisse bedeuten mehr, als nur eine rein sachliche Zusammenkunft.

Der Deutsche Gemeindetag ist an die Stelle von sechs Spitzenverbänden mit 83 Unterverbänden getreten, die sich bis dahin gegenseitig befehdeten und Verwirrung in die Reichspolitik brachten. Durch einen revolutionären Akt der beiden Reichsleiter, Oberbürgermeister Fiehler und Dr. Ley, wurden diese Spitzenverbände im Mai 1933 zum Deutschen Gemeindetag zusammengeschlossen. Am 15. Dezember 1933 erhielt der neue Verband mit dem Gesetz über den Deutschen Gemeindetag auch formell seine Rechtsgrundlage. Damit ist eine einheitliche Vertretung der rund 51 000 deutschen Gemeinden, 686 Kreisverbände und 23 Provinzialverbände geschaffen. Aber nicht nur zahlenmäßig kommt die Veränderung gegenüber früher zum Ausdruck. Die Revision der Gesinnung, von der der Führer in einer seiner letzten großen außenpolitischen Reden sprach, hat sich auch auf gemeindepolitischem Gebiet vollzogen. Früher heftige Eifersüchteleien der Verbände untereinander; ständige Einmischung in die Reichsinnenpolitik; ein Kampf gegen den Staat, der die demokratischen Tendenzen zur Zentralisierung nur noch mehr verstärken mußte. Heute dagegen ein völlig anderes Bild. Nichts mehr von der selbstherrlichen Anmaßung der Spitzenverbände unter der Republik, statt dessen freudige Einordnung und Mitarbeit sämtlicher Gemeinden und Gemeindeverbände an dem großen Werk des Führers. Nichts mehr von jenem zügellosen Interessentenstreit der Gemeindegruppen untereinander, der sogar bis ins Ausland seine Kreise zog. Heute ein sachlicher, von den Grundsätzen der Gemeinschaft und der Gerechtigkeit beförderter Ausgleich der natürlichen Gegensätze innerhalb des Deutschen Gemeindetages. Nichts mehr vom Kampf gegen die Staats- und Fachaufsicht, wie wir sie früher kannten, sondern vertrauensvolles, beratendes Zusammenwirken des großen einheitlichen Verbandes mit sämtlichen Ministerien.

Vor allem ist der Deutsche Gemeindetag bestrebt, als Träger der großen Gemeinschaftsidee des Nationalsozialismus selbst in der kleinsten Gemeinde dem echten Führergedanken Ausdruck zu verschaffen. Kein Beiseiteschieben der Gemeinderäte, keine Diktatur des Gemeindeleiters wird geduldet, vielmehr immer wieder darauf hingearbeitet, eine wahrhaft volksverbundene Gemeindeverwaltung und echtes Führertum in der Verwaltung zu schaffen. Hierfür hat sich insbesondere auch der stellvertretende Vorsitzende des Deutschen Gemeindetages, Oberbürgermeister Dr. Dr. Weidemann, Halle, eingesetzt.

Mit dieser Einstellung hat der Deutsche Gemeindetag den VI. Internationalen Gemeindekongreß als gastgebender Verband vorbereitet und wird ihn durchführen. Der Kongreß kann auf eine über 80jährige Tradition zurückblicken. Schon vor dem Kriege traten in Gent zum erstenmal Gemeindevertreter zusammen um über gemeinsame Fachfragen zu beraten; im Jahre 1924 nahm zum erstenmal Deutschland an einem derartigen Kongreß teil. Die folgenden Kongresse vertieften die Arbeit und schufen immer zweckmäßigere Methoden, was insbesondere auf dem letzten Kongreß in London 1932 unter dem Patronat des allseits verehrten, verstorbenen Königs Georg V. in Erscheinung trat.

Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen der Gemeinden und kulturelle Betätigung werden die Tagungsthemen sein. Reichsleiter Oberbürgermeister Fiehler, Oberbürgermeister Dr. Dr. Weidemann, Oberbürgermeister Dr. Goerdeler und Oberbürgermeister Dr. Strölin sowie der geschäftsführende Präsident des Deutschen Gemeindetages, Dr. Jeserich, werden die deutschen Berichte erstatten. In allen Vorträgen wird der unbeugsame Wille zum Ausdruck kommen, mit dem das Dritte Reich dem furchtbaren Elend entgegengetreten ist, dem Millionen von arbeitslosen Volksgenossen zu erliegen drohten. Bezeichnend für diese unüberwindliche Entschlossenheit ist für Deutschland insbesondere das starke kulturelle Leben, das trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten seit der Machtergreifung emporgeblüht ist. Die deutschen Gemeindepolitiker werden Gelegenheit nehmen, ihren ausländischen Gästen auf dieser Tagung in offener Aussprache den Reichsgedanken des Nationalsozialismus nahezubringen. Der VI. Internationale Gemeindekongreß in Berlin und München wird gerade für den Ausländer ein eindrucksstarker Beweis für die unlösliche Verbundenheit zwischen dem Führer und seinem Volke und zwischen Staat und Selbstverwaltung sein. Damit wird dieser Kongreß einen weiteren konstruktiven Beitrag zu der internationalen Verständigung liefern, die sich der Führer als Ziel gesetzt hat.

Preußischer u. Deutscher Lehrerverein e. V. lösen sich endgültig auf

Bayreuth. Das Magdeburger Abkommen vom Juni 1933 brachte den Zusammenschluß von mehr als 160 kleineren und größeren Lehrerverbänden zur Deutschen Erziehergemeinschaft. In diesem Abkommen wurde den einzelnen Verbänden wegen ihrer Vermögenswerte die eigene Rechtsfähigkeit zugestanden. Dieses Abkommen konnte nicht Endziel der Entwicklung, sondern nur Teilziel sein. Endziel ist eine Erzieherorganisation, und zwar der Nationalsozialistische Lehrerbund. Der NSLB. hat nicht nur die weltanschauliche, geistige und fachliche Ausrichtung der gesamten Erzieherschaft übernommen, sondern auch deren sozialrechtliche Betreuung. Es kann in der Gesamterzieherschaft nur eine verantwortliche Stelle geben, und das ist der Reichswalter.

Steuergesetze standen bisher der restlosen Uebereignung der Vermögenswerte alter Verbände in den NSLB. entgegen. Diese Schranken sind am 22. April 1936 durch eine Entschließung des Reichsministers der Finanzen gefallen. Aus diesem Grunde haben sich die Leiter des Preußischen und des Deutschen Lehrervereins, der beiden größten Lehrerorganisationen Deutschlands vor der Machtübernahme, entschlossen, noch vor der großen Reichstagung des NSLB. in Bayreuth restlos und bedingungslos ihre Vermögenswerte dem NSLB. zur Betreuung zu übergeben. Faktisch haben diese Großorganisationen schon am 1. November 1933 aufgehört zu bestehen. Seit jenem Tage erheben sie keine eigenen Beiträge mehr, sie haben vielmehr ihre ganze bisher wahrgenommene Tätigkeit auf den NSLB. übertragen.

Am 27. Juni ziehen sie den letzten und entscheidendsten Schlußstrich. Dies ist ein Entschluß von hervorragender Bedeutung. Der NSLB. wird vom 27. Juni an auch die große Krankenunterstützungskasse selbst betreuen. Die Mitglieder der KuK. dürfen aber davon überzeugt sein, daß der Reichswalter des NSLB., Gauleiter Wächtler, mit seiner Großorganisation des NSLB. ein sicherer Garant für die Erhaltung und für den Ausbau der KuK. sein wird, als es der gebietsmäßig beschränkte Preußische Lehrerverein sein konnte.

Auch ohne den Internationalen Gemeindetag wäre die Ausstellung nötig gewesen, denn es sind über 30 Jahre her, daß eine solche Schau veranstaltet wurde. Die Gemeinde, selbst wenn sie in Gestalt einer Großstadt auftritt, ist die Urzelle des Staatslebens, kein Wunder also, daß der Einzelne recht eng mit dem Leben in seiner Gemeinde verbunden ist. Dieser Tatsache wird diese Ausstellung denn auch gerecht werden. Man wird das Selbstverwaltungswesen kennen lernen, das Erziehungs- und Bildungswesen, die Gesundheitspflege, den Verkehr, die gemeindliche Siedlung, was mit Städtebau zusammenhängt, und ferner die Wirtschaft der Gemeinden bei der Belieferung der Bewohner mit Gas und Elektrizität.

Man wird bei dieser Gelegenheit erfahren, wie ungeheuer das Aufgabengebiet der Gemeinde in den letzten Jahren gewachsen ist, und man wird vieles verstehen lernen, das uns oft genug merkwürdig, vielleicht unverständlich erschien.

In einer Vorschau läßt sich unmöglich all das zusammenfassen, was am Kaiserdamm zu sehen sein wird. Wer aber wird nicht erstaunt sein, wenn er erfährt, daß die 51 366 deutschen Gemeinden zu über 90 Prozent ehrenamtlich verwaltet werden und daß 49 325 Gemeinden nur 2011 hauptamtliche Bürgermeister haben. Hunderttausende Volksgenossen arbeiten in den deutschen Gemeindeverwaltungen ehrenamtlich zum Wohle des Ganzen.

Der Unruheherd des Fernen Ostens

Japan meldet Spannung zwischen Nanking und Kanton — China leugnet kriegerische Absichten

Was ist wahr?

Tokio. Wie die Agentur Domei meldet, beschäftigt man sich in japanischen Kreisen mit angeblichen Spannungen zwischen Nanking und Kanton. Man weist darauf hin, daß es sich dabei wohl um interne Angelegenheiten Chinas handelt, daß ihre Entwicklung trotzdem jedoch sorgfältige Beachtung in Anbetracht von Rückwirkungen auf die chinesisch-japanischen Beziehungen erfordere.

Die Agentur Domei beschäftigt sich weiter mit Presseberichten aus Kanton, die von einer kriegerischen Stimmung in dieser Stadt und verschiedenen militärischen Vorbereitungen wissen wollen. So sollten angeblich am Dienstag nachmittag 15 Bombenflugzeuge in nördlicher Richtung gestartet sein. In diesen Presseberichten ist ferner von Truppenbewegungen und der Anforderung des gesamten rollenden Materials der Kanton-Hankau-Eisenbahn sowie von Munitions- und Materialtransporten nach der nördlichen Grenze die Rede. Von seiten der maßgebenden Persönlichkeiten der politischen Kreise Kantons werde die Nanking-Regierung beschuldigt, eine zu nachgiebige Haltung in ihrer Japan-Politik einzunehmen. Man fordere den Zusammenschluß der gesamten Nation gegen Japan.

Dem Bericht der japanischen Agentur zufolge soll Marschall Tschiankaischek im Begriff sein, die Provinzen Kwantung und Kwansi mit seinen Truppen einzukreisen. Man erwartet, daß er bis Mitte Juni insgesamt gegen 400 000 Mann zusammengezogen haben werde. Von Kanton aus seien, so heißt es in dem Bericht weiter, 190 000 Mann unter dem Kommando General Tschentschitangs mobilisiert worden. Angeblich plant dieser General, die Verteidigung offensiv durch einen Einfall in die Provinz Hunan zu führen. Seine Vortruppen seien bereits in diese Provinz eingedrungen, während die Truppen Marschall Tschiankaischeks von Wweitschau aus die Provinz Kwansi bedrohen.

Schanghai. In Schanghaier Regierungskreisen werden Meldungen der japanischen Agentur Domei über eine Kriegserklärung Kantons an Nanking entschieden in Abrede gestellt. Der Kanton nahestehende frühere Richter im Haag, Wangschinhui, erklärte, daß ein Bürgerkrieg nicht in Frage käme.

Trotzdem sanken die Staatspapiere an der Schanghaier Börse um einen Dollar. In Landkreisen lehnt man aber nach wie vor Kriegsgerüchte ab. Man bezeichnet chinesischerseits die Domei-Meldungen als „Zweckmanöver" und behauptet, daß es sich um die „Verschleierung geheimer Beziehungen" handele, die die Japaner zu den Führern der Fukien-Revolte vom Jahre 1932 hergestellt hätten, um mit deren Hilfe vielleicht Regierungsumbildungen in Kanton zur Bekämpfung der antijapanischen Stimmung durchzusetzen.

In chinesischen Kreisen beurteilt man die Truppensendungen von Kwantung an die Fukien-Grenze als Vorsichtsmaßregel.

Auch die Berichte aus Hongkong empfehlen Vorsicht gegenüber Gerüchten und veröffentlichen Dementis aus Kanton über Kriegsabsichten. Es wird darauf verwiesen, daß auch die japanische Zeitung in Schanghai „Mainichi" die Auffassung vertrete, daß es sich bei den Truppenbewegungen um Kundgebungen handele.

Die Mitglieder einer Nankinger Abordnung, die in Kanton an den Trauerfeierlichkeiten für den verstorbenen Hubanmin teilgenommen hatten, sprachen sich günstig über die Aussichten von Verhandlungen aus, die bei diesem Anlaß stattfanden. Auch die angekündigte Entsendung des Bruders Tschentschintangs, des Militärführers von Kanton, deutet auf die Absicht hin, die Verhandlungen weiter zu führen.

London. Vor kurzem war in einem Peipinger Stadtteil ein japanischer Offizier getötet worden. Von japanischer Seite war die Beschuldigung erhoben worden, daß die Tat von einem Soldaten der britischen Botschaftswache begangen worden sei.

Nunmehr hat das Foreign Office von der britischen Botschaft in Peiping einen vorläufigen Bericht erhalten, in dem es heißt, daß die auf japanisches Ersuchen durchgeführt Nachprüfung des Zwischenfalles einen negativen Ausgang genommen habe, soweit es sich um die gegen ein Mitglied der britischen Botschaftswache erhobenen Beschuldigungen handele. Zum Beweis für die Richtigkeit ihrer Beschuldigungen hatten die Japaner u. a. auf ein am Tatort gefundenes Koppelstück hingewiesen, von englischer Seite wurde jedoch festgestellt, daß dieses Koppelstück nicht dem von der Botschaftswache benutzten Modell entspreche. Der Inhalt des Botschaftsberichtes ist den japanischen Behörden mitgeteilt worden.

21,4 Millionen Deutsche wohnen in Dörfern

Was die Berliner Ausstellung „Die Gemeinde" bringen wird

Berlin. Im Rahmen des 4. Internationalen Gemeindetages wird am Sonntag, dem 7. Juni in den Berliner Ausstellungshallen am Kaiserdamm eine großartige Ausstellung „Die Gemeinde" eröffnet werden. Sie bringt in bildlichen Darstellungen und in einer Reihe von Sonderschauen einen

Ueberblick über das Wesen der deutschen Gemeindewirtschaft, wie er zusammenhängender und umfassender noch nicht gezeigt wurde.

Noch ist alles im Fluß in den riesigen Hallen, die schon so manche interessante Ausstellung beherbergt haben. Aber aus dem Wust von Material schält sich doch schon der Kern des Gezeigten heraus, und man ist erstaunt über die Fülle des gebotenen Materials, das hier zusammengetragen wurde. So weit verstreut oft die Dörfer auf den deutschen Fluren liegen, der Besucher wird erfahren, daß 21,4 Millionen deutscher Volksgenossen in über 47 000 Dörfern wohnen. Man ist einigermaßen erstaunt über die Feststellung, wo doch der „Zug in die Stadt" unseren Bevölkerungspolitikern so viel Kopfzerbrechen verursacht. Wir erfahren weiter:

15,4 Millionen wohnen in den 3240 Kleinstädten, 8,4 Millionen in 213 Mittel- und 19,8 Millionen in den 52 Großstädten.

Die Zahl der Bevölkerung auf dem Lande gleicht also ziemlich genau der Bewohnerschaft der größten deutschen Städte.

Jahrestagung 1936 des Deutschen Auslands-Instituts Stuttgart

Die Jahrestagung des Deutschen Auslands-Instituts findet in diesem Jahre vom 24. bis 27. August statt. Die Tagung wurde somit zeitlich zwischen den Schluß der Olympischen Spiele in Berlin und den Beginn des Reichsparteitages in Nürnberg gelegt, so daß vor allem auch die auslandsdeutschen Gäste, die diese beiden Veranstaltungen miterleben wollen, in der Zwischenzeit Gelegenheit finden können, Stuttgart und das Deutsche Auslands-Institut zu besuchen.

Hauptgegenstand der diesjährigen Tagung wird die sippenkundliche Erfassung des Auslandsdeutschtums sein (24. und 25. August). Neben der wissenschaftlichen Zielsetzung hat diese Arbeit die hohe völkische Aufgabe, die Familienbeziehungen zwischen den Auslandsdeutschen und dem Mutterland und damit das gemeinsame Zugehörigkeitsgefühl zu Rasse und Volkstum zu vertiefen. Zum erstenmal werden in gemeinsamer Berichterstattung und Aussprache die sozialbiologischen Fragen auslandsdeutscher Volksgruppen, die Fragen der Wanderungs- und Siedlungsgeschichte in Bezugsetzung zur auslandsdeutschen Sippenforschung erörtert werden. Neben den grundsätzlichen Fragen wird auch die Methodik der Arbeit in den mannigfaltigsten Zweigen zur Sprache kommen.

Im besonderen wird auch über die Zielsetzung und die Ergebnisse der Arbeit in der „Hauptstelle für auslandsdeutsche Sippenkunde", die dem Deutschen Ausland-Institut eingegliedert ist, berichtet werden.

Die Tagung ist nach ihrem Aufbau und Inhalt nicht für Fachleute allein bestimmt, sie wird jedem Volksgenossen die Erkenntnis von der grundlegenden Bedeutung des blutmäßigen, bewußt gepflegten Zusammenhangs mit der Gesamtvolksgemeinschaft, aber auch mit der einzelnen deutschen Familie im Ausland vermitteln. — Die Jahreshauptversammlung des Deutschen Ausland-Instituts schließt sich am 26. August an die sippenkundliche Tagung an.

Der Jahreshauptversammlung des Deutschen Auslands-Instituts wird unmittelbar die diesjährige Tagung der deutschen Auslandslehrer, veranstaltet vom NS.-Lehrerbund Gau Ausland, die für die Zeit vom 20. bis 23. August nach Stuttgart gelegt wurde, vorangehen, so daß die vielen Vertreter der Auslandschulen an beiden Tagungen teilnehmen können. Sie werden vom Deutschen Ausland-Institut mit besonderer Freude begrüßt werden, ist doch der deutsche Auslandlehrer in erster Reihe Träger auch jener Arbeit, die vom Auslands-Institut namentlich in materialsammelnder Hinsicht geleistet werden muß.

Festlichen Höhepunkt der Tagung des Deutschen Auslands-Instituts bildet am 27. August die Einweihung und Eröffnung des im Wilhelmspalais eingerichteten Ehrenmals der Deutschen Leistung im Ausland, des ersten weltumspannenden Volksmuseums der Deutschen jenseits der Reichsgrenzen.

Treffen der Wandergesellen in Frankfurt

Frankfurt a. M. Bekanntlich sind in diesem Jahre 2000 deutsche Handwerksgesellen aus allen Teilen des Reiches auf die Wanderschaft geschickt worden. Daß dieser ausgesuchte Nachwuchs des Handwerks auf den großen Veranstaltungen während des Reichshandwerkertages nicht fehlen darf, ist selbstverständlich. Es wird daher eine größere Anzahl von Abordnungen der Handwerkergesellen am Reichshandwerkertag teilnehmen. Etwa 500 dieser Gesellen, die sich um diese Zeit auf der Wanderschaft durch Hessen-Nassau beziehungsweise das Rheinland befinden, werden während des Reichshandwerkertages in Frankfurt am Main in einem Gemeinschaftslager zusammengezogen. Sie werden in einer Sonderkundgebung aufmarschieren.

Elektrischer Zugbetrieb als Wissenschaft

In München erforscht — im ganzen Reiche ausgewertet

München. Bevor die Deutsche Reichsbahn sich zur Einführung einer Neuerung entschließt, wird sie in Laboratorien und Versuchsanstalten und auch im praktischen Betriebe gleichsam „auf Herz und Nieren" geprüft. So ist mit Entwicklung des elektrischen Zugbetriebes für das gesamte Reichsbahngebiet das Reichsbahn-Zentralamt in München betraut, dem für diese besonderen Aufgaben die Elektrotechnische Versuchsanstalt angegliedert ist. Die Arbeiten werden teils in der Versuchsanstalt selbst, teils im praktischen Betriebe durchgeführt. Hierzu dienen namentlich mehrere Meßwagen, gewissermaßen fahrbare Laboratorien, die in die Züge eingestellt werden und mit ihren komplizierten Apparaten alle wissenswerten Vorgänge wie Zugkräfte, Geschwindigkeiten, Spannung, Strom- u. Leistungsverbrauch aufschreiben und damit Material für die weitere Forschungsarbeit liefern. Zur Durchführung der vielseitigen Versuche besitzt die Anstalt ein Prüffeld mit Laboratorien, in denen alle für den Bahnbetrieb nötigen Spannungen und Stromarten erzeugt werden können. Dazu gehört auch ein Versuchsgleis, das vom Prüffeld aus unter verschiedene Spannungen gesetzt werden kann. Aber mit der Erforschung der Leistungen der Lokomotiven und Triebwagen ist der Aufgabenkreis der Versuchsanstalt nicht erschöpft. Alle Fragen, die sich aus der Verwendung von Gleich-, Wechsel- und Umrichtern ergeben, werden hier geprüft und bearbeitet. Auch der Beeinflussung des mit Schwachstrom betriebenen Fernmeldewesens durch den Fahrstrom und der Beseitigung von Rundfunkstörungen, soweit sie durch den elektrischen Zugbetrieb verursacht werden, wird hier größte Aufmerksamkeit gewidmet. Die Reichsbahn hat einen großen Bedarf an elektrischen Teilen, wie Glühlampen, Sicherungen und vor allem Kohlenbürsten, die für den ganzen Reichsbahnbetrieb zentral eingekauft werden. Aus der Prüfung dieser Einzelteile erwächst der Anstalt ein weiteres Aufgabengebiet.

53 Sonderzüge nach Köln

Ueber 50 000 auswärtige Teilnehmer des Ehrentages der deutschen Familie

Köln. Der 6. und 7. Juni wird im wahrsten Sinne des Wortes ein stolzer Ehrentag der deutschen Familie werden. Es steht fest, daß allein von außerhalb mehr als 50 000 deutsche Väter und Mütter nach Köln reisen, um vor dem Volk ihr Bekenntnis zur deutschen Familie und damit zur Zukunft der Nation abzulegen. 53 Sonderzüge führen diese Teilnehmer in die Metropole des Rheinlandes, darunter kommen allein acht aus dem Saargebiet. Die Saarländer sind besonders stolz darauf, dem Reich, zu dem sie heimkehrten, zu beweisen, daß sie treu und verantwortungsbewußt ihre Pflichten an der Erhaltun gder Nation erkannt haben. Ein Teil der Sonderzüge endet bereits oberhalb Kölns. Die Reisenden werden dann mit Dampfern auf dem Rhein die Fahrt in festlicher Weise nach Köln fortsetzen.

Volksgenossen zweiter Klasse?

Das Blatt der Schutzstaffeln der NSDAP., „Das Schwarze Korps", beschäftigt sich an leitender Stelle unter der Ueberschrift „Volksgenossen zweiter Klasse?" mit der nationalsozialistischen Gesinnung in- und außerhalb der Bewegung. Unter der Zwischenüberschrift, daß „Gesinnung allein entscheidet", bemerkt das nationalsozialistische Organ:

„Das Jahr 1933 hat uns Deutschen zum erstenmal das gewaltige Erlebnis einer wirklichen sozialistischen Gemeinschaft der Deutschen gebracht. Gerade als die ersten großen sozialistischen Maßnahmen des Dritten Reiches durchgeführt wurden, war es nur noch möglich, innerlich, aber nicht mehr äußerlich, durch den Parteibeitritt zur nationalsozialistischen Bewegung zu stoßen. Der Nationalsozialist hat noch nie einen Menschen allein danach bewertet, ob er das Mitgliedsbuch der NSDAP. besitzt oder nicht. Die Gesinnung und das Bekenntnis zu Adolf Hitler kann jederzeit und in jeder Lebenssituation ihren Ausdruck finden. Und gerade dieses Bekenntnis im täglichen Lebenskampf ist viel echter und wichtiger, als nur der Besitz einer Mitgliedskarte allein. Das Jahr 1932 brachte der nationalsozialistischen Bewegung einen gewaltigen Zustrom aus bisher bürgerlichen Kreisen. Der damalige Reichskanzler von Papen hob beispielsweise das Verbot für Beamte, der NSDAP. anzugehören, auf. Und nun kamen sie gelaufen, echte und unechte. Man kann dafür keine Schablone finden. Es war ja kein persönliches Risiko mehr damit verbunden, Nationalsozialist zu sein, es sei denn, man kämpfte in der SA. und SS. gegen Rotmord auf der Straße mit. Davor hütete sich aber die Mehrzahl dieser Neulinge. Und als die „große Krisis", der „Rückschlag" zu Zeiten Schleichers kam, da verließen manche Nachdenklichen wieder die Reihen, denen sie sich ebenso begeistert angeschlossen hatten.

Es gibt einen bestimmten Menschenschlag, der sich bemühte, nach der Machtübernahme einen neuen Typ zu schaffen: Den Revolutionsgewinnler. Sie waren in jedem Augenblick da, sie meldeten sich, wenn irgendwo ein Posten zu besetzen war; sie waren gerade noch 1932/33 in die Partei gekommen und waren bestrebt, aus ihrer Parteikarte Kapital zu schlagen. Nur eines war ihnen unangenehm: als Winkel und Aermelstreifen eingeführt wurden, als das goldene Ehrenzeichen der NSDAP. geschaffen wurde. Wozu eine solche Unterscheidung? Die schaffte doch nur Gegensätze in der Bewegung.

Aber dieser Mißmut wurde bald überwunden. Väterlich klopften sie wieder einem alten Kämpfer auf den Schulter und hielten den Aerger darüber, daß es solche Menschen gab, verborgen. Sie achteten nur darauf, daß in ihren Arbeitskreis möglichst keiner dieser „Verdächtigen" geholt wurde. Dort waren sie ihnen unangenehm.

Das Wort „Gleichschalten" war für diesen Typ das geeignete Schlagwort. Wer im März 1933 seinen Nationalsozialismus entdeckt hatte, war bereits im April in der Lage, große Unternehmungen, Behörden usw., natürlich gegen entsprechende Bezahlung, mit dem neugewonnenen Geist zu erfüllen. Was dabei herauskommt, kann man sich denken und mußte man leider oft erleben. Aber zuletzt entlarvten sie sich doch, denn die späte Mitgliedskarte ist kein Ersatz für die Gesinnung und für ein spätes Verstehen dieser Herrschaften. Wie der alte Nationalsozialist heimlich ein Greuel für sie ist, so nehmen sie öffentlich ärgerlichen Anstoß an jedem Nichtparteigenossen. Sie möchten jeden, der die Mitgliedskarte nicht besitzt, zum Volksgenossen zweiter Klasse stempeln, zu einem verabscheuungswürdigen Individuum, und gar, wenn der Aermste irgendwie vielleicht einmal sogar Marxist war. Es macht ihnen dabei wenig aus, ob das Opfer ihres Unwillens irgendwo als unbekannter Helfer des Luftschutzes, der Arbeitsfront oder der NSV. zwar still und bescheiden, aber weit besser als sie selbst seine Pflicht als Nationalsozialist auch ohne Mitgliedskarte tut."

„Solche Klassenunterschiede" — so schließt das Blatt in Fettdruck seine Ausführungen — „die diese Herren möchten, haben im nationalsozialistischen Deutschland keinen Platz. Gewertet wird nicht nach äußeren Bindungen, sondern danach, ob der einzelne sich in seinem täglichen Tun und Schaffen als Nationalsozialist erweist."

Für und gegen

Die Londoner „Morning Post" veröffentlichte das Ergebnis einer bei ihrer Leserschaft veranstalteten Rundfrage über den Völkerbund. Die sieben Fragen der „Morning Post" wurden wie folgt beantwortet:

1. Sind Sie für den Völkerbund in seiner gegenwärtigen Gestalt? (Ja 3,6 v. H., Nein 89,2 v. H., Rest unbeantwortet).
2. Sind Sie für einen Völkerbund mit automatischen militärischen Sanktionen? (Ja 15,7 v. H., Nein 74,4 v. H., Rest unbeantwortet).
3. Sind Sie für einen Völkerbund, der nicht die Möglichkeit hat, Sanktionen zu verhängen? (Ja 17,9 v. H., Nein 68,1 v. H., Rest unbeantwortet).
4. Sind Sie für einen Völkerbund, selbst wenn ihm eine oder mehrere Großmächte nicht angehören? (Ja 14,6 v. H., Nein 74 v. H., Rest unbeantwortet).
5. Sind Sie für einen Völkerbund, der sich lediglich auf Europa beschränkt? (Ja 13,7 v. H., Nein 72,7 v. H., Rest unbeantwortet).
6. Sind Sie für Verteidigungsbündnisse außerhalb des Völkerbundes? (Ja 55,5 v. H., Nein 30,1 v. H., Rest unbeantwortet).
7. Sind Sie für Isolation? (Ja 29,2 v. H., Nein 56,9 v. H., Rest unbeantwortet).

Aus den Prozentsätzen geht hervor, daß sich durchschnittlich 12 v. H. der Leserschaft nicht beteiligt hat. Die „Morning Post" stellt als Ergebnis der Rundfrage zwei deutlich sichtbare Meinungsströmungen fest: eine Strömung, die sich für den Abschluß von Verteidigungsbündnissen außerhalb des Völkerbundes einsetzt, während die andere eine Politik der Isolierung bevorzugt.

Der Grenzgürtel in der Tschechoslowakei

80 Prozent der Sudetendeutschen unter Ausnahmegesetz

DNB. Durch das neue Staatsverteidigungsgesetz der Tschechoslowakei ist ein Grenzgürtel von 25 Klm. Breite unter Sonderbestimmungen gestellt worden, die eine wesentliche Einschränkung der rechtlichen Freiheiten seiner Bewohnerschaft bedeuten. Die neue Grenzzone wurde geschaffen als Verteidigungsgebiet angesichts der angeblich gefährdeten Lage der Tschechoslowakei. 25 Kilometer bedeuten bei dem heutigen Stand der Technik militärisch nicht viel. Für die Tschechoslowakei aber hat dieser 25 Klm. breite Streifen in ganz anderer Weise eine große Bedeutung, wie sich aus folgenden knappen Zahlenzusammenstellungen ergibt:

Die lang gestreckte Form des Staates bringt es mit sich, daß dieser Streifen mit 68 500 Klm.² 49 v. H. der gesamten Bodenfläche umfaßt. Für die einzelnen Länder betrachtet, ergeben sich in Böhmen 40 v. H., in Mähren 35 v. H., in der Slowakei 55 v. H. und in Karpathenrußland gar 87 v. H. der Bodenfläche, die in die Grenzzone fallen.

Für die Bevölkerung ergibt sich ein ähnliches Verhältnis: über 6½ Millionen wohnen in dem Grenzgürtel, das sind 44 v. H. der Gesamtbevölkerung. Auf die einzelnen Länder ist die Verteilung ähnlich wie für die Fläche.

Auch der flüchtige Kenner der Bevölkerungsverhältnisse der Tschechoslowakei weiß,

daß die nicht-tschechisch-slowakischen Volksteile im wesentlichen in den Grenzgebieten wohnen,

daß die Grenzen vielfach durch das geschlossene deutsche, magyarische und polnische Sprachgebiet schneiden. So ist es selbstverständlich, daß ein sehr hoher Prozentsatz der „Minderheiten" des tschechoslowakischen Staates in der Militärzone wohnt.

Von den rund 4,8 Millionen andersprachigen Staatsbürgern leben über 3,8 Millionen, mithin 80 Prozent unter sondergesetzlichen Bestimmungen, die vielfach die Verpflichtungen aus den Minderheitenschutzverträgen tatsächlich aufheben. Während es sich bei den anderen „Minderheiten" um verhältnismäßig kleinere Gruppen handelt, ist vor allem das Sudetendeutschtum stark betroffen.

2 590 000 Deutsche, 80 v. H. des Deutschtums des gesamten Staates (in Böhmen sogar 88 v. H.) leben im Ausnahmezustand, unter einem Zwangsrecht, das die Handhabe bieten kann zu einem wahren Vernichtungsfeldzug gegen die deutsche Bevölkerung.

Denn der Begriff der „staatlichen Unzuverlässigkeit", der ohne genaue Erläuterungen in das Gesetz aufgenommen wurde, läßt eine sehr einseitige, willkürliche Auslegung zu.

Es gibt Stimmen, die den Hauptgrund für die Schaffung dieser Grenzzone überhaupt im wesentlichen in der Absicht sehen wollen, die Minderheitenschutzbestimmungen auf kaltem Wege zu beseitigen und die Vernichtung der andersprachigen Volksgruppen auf eine „gesetzliche" Grundlage zu stellen. Wenn auch dieser Gedanke unberechtigt sein mag,

so gibt doch die Schaffung dieser Zone des Sonderrechtes zu ernster Besorgnis Anlaß,

solange nicht in anderer Weise das Lebensrecht der Volksgruppen im tschechoslowakischen Staat gesichert erscheint und auch von tschechischer Seite eine aufrichtige Versöhnung der Gegensätze angestrebt wird. Die Aufnahme, die die kürzlich von Außenminister Dr. Krofta gesprochenen Worte der Verständigung in der tschechischen Presse gefunden haben, läßt freilich diese Hoffnung recht gering erscheinen.

90 Jahre Deutsches Krankenhaus in Istanbul

Den Anstoß zum Bau eines Krankenhauses in Istanbul gab der 1844 in einer kleinen Wirtschaft zu Galata erfolgte Tod von drei deutschen Handwerksburschen, die nach langer Balkanwanderung an Not und Entkräftung gestorben sind. Es wurde der Verein „Evangelisches Asyl" gegründet, der monatliche Beiträge für Wohltätigkeitszwecke sammelte. 1846 wurde er in einen Evangelisch-deutschen Wohltätigkeitsverein" umgewandelt. Ein Aufruf dieses Vereins in der deutschen Heimat hatte so guten Erfolg, daß schon am 6. April 1846 das Deutsche Hospital in der Yüksek Kaldirim feierlich eingeweiht werden konnte. Am 30. April 1846 waren schon 5 Kranke im Hospital, die von dem deutschen Arzt Dr. Stoll (aus Aschaffenburg) unentgeltlich verpflegt wurden. Im November 1846 mußte in Galata ein geräumigeres Haus als Hospital eingerichtet werden. Im ersten Tätigkeitsjahre 1846/47 wurden insgesamt 68 Kranke im Hospital gepflegt (ohne Unterschied von Konfession und Nationalität).

Die ersten Jahre waren sehr schwierig. Trotzdem wurde durchgehalten. Die Not hatte ein Ende, als der berühmte Pastor Theodor Fliedner am 20. Okt. 1852 drei Diakonissen aus dem Mutterhaus Kaiserswerth hierher sandte. Bald konnte dann auch ein eigenes Gelände gekauft werden.

Nach dem Kriege 1870/71 wurde das Krankenhaus von der evangelischen Gemeinde getrennt und als „Deutsches Krankenhaus" vom „Deutschen Wohlfahrtsverein" weiterhin betreut. Ende der 80er Jahre bezog es seinen heutigen Standort in der Sira Silvi.

Während des Weltkrieges leistete das „Deutsche Krankenhaus" als Lazarett hervorragende Dienste. 1918—1923 war es im Besitze der Engländer, wurde dann von Amerikanern gemietet und konnte erst wieder im Jahre 1930 durch die Bemühungen des deutschen Botschafters Nadolny in deutschen Besitz gelangen. Unter Mithilfe von Reichsbehörden und reichsdeutscher Finanzkreise konnte das arg vernachlässigte Krankenhaus wieder in Stand gesetzt und am 14. September 1931 feierlich eröffnet werden. Seitdem ging die Entwicklung des Krankenhauses bis zum heutigen Tage ungetrübt vorwärts.

Zahlen und Daten aus dem Weltkrieg

Vom ersten Gewehrschuß bis zum letzten Hornsignal — Die Mengen Munition und Material — Männer an der Front

Gewaltige Ziffern

Wissen Sie, wie hoch ein Berg von tausend Handgranaten ist oder gar ein Berg, der sich aus einer Million Wurfgeschosse dieser Art zusammensetzt? Unvorstellbar, weil die wenigsten jemals eine derartige Menge gesehen haben. Aber welchen Raum mögen erst 300 Millionen Handgranaten füllen? Erst recht nicht auszudenken. Wollte man diese Menge auf ein Sechzigmillionen-Volk verteilen, dann müßte jeder ohne Rücksicht auf sein Alter fünf Handgranaten in den Armen halten. 300 Millionen Handgranaten gingen aber im Laufe des Weltkrieges aus den deutschen Kriegsmaterialfabriken an die verschiedensten Fronten. Eine stattliche Anzahl ist aber über die Grenzen gar nicht hinausgegangen, denn auf Grund des Versailler Diktates wurden, allerdings unter Einschluß der Gewehrgranaten, noch 16,5 Millionen Stück zerstört. Dabei ist das Material völlig unberücksichtigt, das für die Handgranatenherstellung vorbereitet und bereit gelegt worden war, als sich die Waffen senkten. Nur ganz schwach kann man sich von dem Fabrikationsapparat eine Vorstellung machen, der nötig war, um diese unübersehbare Zahl Handgranaten herzustellen. Daneben galt es aber doch noch, ganz andere Waffen für die Front anzufertigen. Stacheldraht brauchte der Grabenkämpfer. 600 000 Tonnen Stacheldraht im Werte von 330 Millionen RM. gingen hinaus. Diese Menge hätte genügt, um an den Reichsgrenzen ein 65 Meter tiefes Drahthindernis aufzurichten. 600 Millionen Sandsäcke nahm die Front auf. Wären alle gefüllt worden, dann hätte man eine zwei Meter dicke und drei Meter hohe Sandsackmauer errichten können, die von Berlin bis Konstantinopel gereicht hätte. Aber wer kann sich schon vorstellen, was 600 Millionen gefüllte Sandsäcke sind! Oder hat jemand schon einmal 7,5 Millionen Stahlhelme gesehen, die Menge, die die deutschen Fabriken während des Weltkrieges verließen, jedoch nur für etwas mehr als die Hälfte aller Deutschen Soldaten bestimmt waren? 13,3 Millionen Männer standen von 1914 bis 1918 unter den Waffen. Auch das spricht sich leicht hin. Aber wenn man ein 65-Millionen-Volk zu gleichen Teilen dem männlichen wie dem weiblichen Bevölkerungskreis hinzurechnet, wenn man dann die ganz Jungen und die ganz Alten abzieht, so stand fast jeder, der eine Waffe tragen konnte, unter den Fahnen.

Eine Fülle weiterer Zahlen und Tatsachen aus dem deutschen Ringen 1914/18 hat Otto Riebicke in seinem im Kyffhäuser-Verlag, Berlin, unter dem Titel „Was brauchte der Weltkrieg?" erschienenen Büchlein zusammengetragen. 44 Kriegserklärungen gab es. Zur Entente gehörten 29 und zum Kreis der Mittelmächte nur 4 Staaten. 21 Mill. Soldaten der Zentralmächte standen 39 Mill. Soldaten der Entente gegenüber. Der erste Gewehrschuß des Weltkrieges wurde am 28. Juli 1914 nachmittags zwischen 6 und 7 Uhr — acht Stunden nach der Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns an Serbien — von dem österreichischen Korporal Petronave abgegeben. Die ersten deutschen Gewehrschüsse wurden am 1. August kurz nach der deutsch-russischen Kriegserklärung gegen eine bei Prosken vorgehende russische Patrouille abgefeuert. Der erste Kanonenschuß, abgefeuert durch den Artilleristen Eberling, fiel am Nachmittag des 1. August gegen die Munitionsmagazine von Belgrad. Kurz darauf wurde Eberling als erster Oesterreicher durch eine serbische Granate getötet. Die ersten deutschen Soldaten, die den Heldentod starben, gehörten der gleichen Truppengattung an: den Jägern zu Pferde. Der eine fiel im Osten, der andere im Westen, beide zur selben Zeit: am Vormittag des 2. August 1914.

Riebicke hat Zahlen über Zahlen zusammengetragen. Nicht trocken und nüchtern. Fast jede Angabe begleitet er mit einer kurzen interessanten Bemerkung. Und wo diese Bemerkung fehlt, da sind die Zahlen so gewaltig, daß sie für sich selbst sprechen und zum Nachdenken anregen. Vier Jahre Krieg rauschen an dem Leser dieses Tatsachenbüchleins vorüber, vom herrlichen Beginn bis zum niederschmetternden Ende. Es sind aber nicht nur Angaben über den Munitionsverbrauch, über die Zahl der Geschütze und Maschinengewehre, die sich in diesem Tatsachenbuch befinden. Es sind auch andere lesenswerte Angaben, z. B. finden wir einige Worte über die längste Kriegsbrücke, über die Leistungen der Eisenbahn, über die Zahl der durch die Russen aus Ostpreußen Verschleppten, über den Geburtenausfall, über die Luftwaffe, die Unterseeboote, die Minenverseuchung der Nordsee, über Explosionskatastrophen, über die erste deutsche Feldzeitung bis zum ersten Hornsignal zur Beendigung des Weltkrieges, das der Vizewachtmeister Artur Zebrowski am 7. November 1918, abends 9.15 Uhr, im Niemandsland bei La Capelle gab.

Haile Selassies Gastgeber in London

Sir Kadoories Paläste — Die Musikanten vom Dach der Welt — Ein Empfang für den Taschai Lama

London. Sir Elly Kadoorie ist jener exotische Aristokrat, der dem Negus sein luxuriöses Haus in Princeß Gate 8 zur Verfügung gestellt hat. Kadoorie ist ein Mann, der schon mehrfach orientalische Fürstlichkeiten beherbergte. So hat der verstorbene Emir Feisal von Irak einmal in diesem Hause gewohnt. Das ist kein Zufall, denn Sir Elly ist von Geburt Mesopotamier und wurde seiner Verdienste um die öffentliche Fürsorge in diesem Lande in den Adelsstand erhoben.

Kadoorie ist ein mehrfacher Millionär, der außer mehreren Stadthäusern in London, Paläste in Bagdad, Hong-Kong und Shanghai besitzt. Der Palast in Shanghai, „Marble Hall" genannt, ist eine der Sehenswürdigkeiten dieser fernöstlichen Metropole. Er liegt in einem riesigen Garten und weist als besondere Attraktion einen großen, in weißem und schwarzem Marmor gehaltenen Ballsaal auf.

Vor Jahren als der Taschai Lama auf seiner Rückreise nach Tibet Shanghai passierte, war er der Gast Sir Elly Kadoories. Im Marmorsaal des Palastes wurde eigens ein Thron errichtet, der mit gelber Seide, der heiligen Farbe Tibets ausgeschlagen war. Der Lama, der ständig seine eigene Musikkapelle mit sich führte, ließ anläßlich eines großen Empfanges seine tibetanischen Künstler zum Tanze aufspielen. Aber die tibetanischen Weisen waren für die modernen Tänze so ungeeignet, daß Sir Elly seine Jazzband kommen ließ, um die Musikanten vom Dach der Welt abzulösen. Dem aber widersprach der Taschai Lama, der über den Wert oder Unwert der modernen Jazzmusik geteilter Meinung war. Schließlich einigte man sich dahin, daß beide Kapellen abwechselnd spielten.

Der Shanghaier Palast des Millionärs ist übrigens noch wegen seiner unermeßlichen Kunstschätze bekannt. Die hier aufbewahrten chinesischen Elfenbeinschnitzereien zählen zu den wertvollsten der Welt. Aus Furcht vor Banditen werden diese Schätze nur wenigen Gästen gezeigt. Die Zimmer, in denen sich die Kunstgegenstände befinden, sind nur durch besondere Türen zugänglich, die wiederum durch ein ausgeklügeltes Sicherheitssystem geschützt sind. Wenn jemand die Räume betritt, flammen an den Außentüren und an anderen Stellen des Hauses elektrische rote Signallampen auf.

Monarchistischer Film in Frankreich verboten

Paris. In Paris sollte ein monarchistischer Film, betitelt „Königsworte", zur Aufführung gelangen. In dem Sprechfilm kam auch eine Unterredung zwischen dem Herzog de Guise, dem französischen Thronanwärter, mit Royalistenführern vor. Die Aufführung sollte unter den Auspizien des französischen Lichtspieltheaterverbandes vor sich gehen, aber in letzter Stunde legte der Polizeipräsident Roger Langeron sein Veto ein.

Dieses Filmverbot fällt unter das neue Gesetz vom 26. April d. Js., das eine besondere Zensur für alle neuen Bildstreifen vorsieht. Natürlich richtet sich die Maßnahme in erster Linie gegen die neuerdings wieder stärker zu Tage tretende Propagierung des monarchischen Gedankens.



Illustrierte Sonntagspost

Das Mädchen

Erzählung von Hans-Werner Richter

Das kleine Bad lebte in der Erwartung des Sommers. Man hörte das Hämmern und Klopfen in den Häusern und auf den Straßen war ein reges Treiben. Auf der Promenade gingen schon Gäste in sonntäglicher Ruhe einher und aus einem kleinen Café kam gleitende Tanzmusik, die sich in die Stille des Nachmittags verlor. Noch spielte der Frühling in den Blättern und Bäumen und dehnten sich die Tage voller Ruhe über das weite Land.

In diese Stille brachen wir ein mit unserem Spiel. Wir hatten den Frühling an seinem Zopf gepackt und waren zu dritt hinausgewandert. Tom, Arthur und ich. Es lag schon mancher Tag hinter uns, manch froher und manch grauer Tag. In diesen Tagen war unsere Gemeinschaft gewachsen. Sie war gewachsen in den einsamen Wanderungen heller Nächte, in der Stille der Tage und auf den vielen Straßen, die das Land durchzogen. Wir gehörten zusammen, wir drei. Und mit jedem Tag empfanden wir das stärker in uns.

So kamen wir in das kleine Bad. Tom ging voran. Irgendwo wollte er uns Quartier besorgen. Wir saßen an einem Graben und warteten auf ihn. Tom kam nicht zurück. Gelangweilt schlenderten wir durch die Straßen. Dann kam Tom. Es war schon spät. Die Dämmerung sank langsam herab und hier und da begannen Lichter aufzuflammen. „Wir wollen spielen", sagte Tom, „nachher können wir dort oben schlafen." Und er wies mit der Hand zu einer Anhöhe hinauf, von der ein kleines Haus zu uns hinüber sah. Sein Gesicht leuchtete. Wir sagten nichts zu ihm. Wir sahen wohl, daß er etwas erlebt hatte, doch wir fragten nicht.

Dann spielten wir. Wir standen auf der Promenade. Hinter uns lag träumend das Meer. Unsere Gitarren klangen in den Abend hinaus und Tom sang jubelnd und rein, voller Lust und Freude. Die Menschen lachten und strahlten um uns. Der Himmel war weit und klar mit seinen Sternen über dem Meer. Und in Toms Gesang klang das Flüstern der Wellen, lebte die Weite und Unendlichkeit und spielte der Frühling mit Menschen und Dingen.

Und dann sahen wir sie dort stehen. Sie stand etwas verdeckt an einem Baum gelehnt. Sie hatte den Kopf leicht vorgebeugt und lächelte uns zu. Tom sah sie immerfort an. Nun wußten wir, warum seine Stimme so jubelnd den Abend erfüllte. Wenn seine Stimme den Gesang abbrach, dann lächelte er ihr zu. Und sie nickte und lachte wieder, als sei unser Spiel nur für sie. Dann ging sie fort. Ihr Schritt federte leicht und die Flut ihrer Haare wippte auf ihrem Nacken. Wir sahen ihr alle nach.

Später gingen wir müde die kleine Anhöhe hinauf. Wir sprachen nicht. Tom schritt träumend abseits und summte vor sich hin. In dieser Nacht war es zum ersten Male unruhig in unserer kleinen Gesellschaft. Arthur und ich redeten noch lange zusammen. Manchmal sprachen wir von dem Mädchen, nur hin und wieder und dann mit kritischen Worten. Wir fürchteten beide, daß Tom uns verlassen könnte. Wir wagten nur nicht, es in klare Worte zu fassen. Nein, es durfte nicht sein und wir konnten es nicht glauben. Doch war es wohl nicht das allein, was uns so redselig machte. Tom blieb schweigsam. Unsere Worte gingen an ihm vorbei. Dann schliefen wir ein. Spät sah ich wie durch einen Nebel Tom vor mir stehen. Leise schlug die Tür ins Schloß. Mir war es, als wenn ich träumte.

Am nächsten Morgen wollten wir aufbrechen. Die Landstraße und der Frühling warteten auf uns. Doch Tom meinte, es sei schön in diesem kleinen Bad und wir könnten etwas Ruhe gebrauchen und was er sonst noch sagte, um uns zu bewegen. Und wir blieben. Wir lagen am Meer und sonnten uns. Es war ein froher Tag. Aber manchmal sprachen wir wieder von dem Mädchen. Es waren spöttische und verletzende Worte, die wir gebrauchten. Wenn solche Worte die Fröhlichkeit unterbrachen, zuckte Tom zusammen. Leise zuckte er zusammen, als hätte ihn die Spitze eines Degens berührt. Doch sprach er nicht von dem Mädchen. Er schwieg sich aus. Das ärgerte uns. —

Am Abend sang Tom wieder jubelnd und froh. Perlend fielen die Töne seiner Stimme in die Stille. Das Meer lag wie ein Spiegel hinter uns, die Sterne waren alle da und die Menschen standen um uns herum und lauschten. Es war wie am ersten Abend. Sie lehnte sich an jenen Baum, ihr Kopf war etwas vorgeneigt und ihre Augen lächelten. Und Tom sang voller Freude. Wieder gingen wir schweigend die Anhöhe hinauf. Doch wenn von uns ein Wort kam, war es voll Hohn und Spott. Und wieder fiel in dieser Nacht die Tür ins Schloß.

Am anderen Morgen gab es Streit. „Ihr könnt ja gehen", sagte Tom, „ich brauche euch nicht." Wir stritten hin und her. Tom nahm es mit den Worten nicht genau. Er schien uns vollkommen verwandelt. Er sah blaß aus und manchmal, wenn er heftig wurde, lief eine fahle Röte über sein Gesicht. Und wir blieben. Wir fühlten wohl, daß wir nachgeben mußten. Am Tage kamen wieder spöttische und harte Worte. Doch Tom verließ uns schweigend, wenn wir davon begannen.

Der Abend war wie alle anderen. Die Luft war weich und frisch nach einem kurzen Regen und aus den Büschen und den Bäumen quoll betäubend der Duft des Frühlings. Doch Toms Stimme klang schwer an diesem Abend. Sie hatte einen bitteren Ton und stieg nicht jubelnd in die Nacht hinaus. Die Stelle, an der das Mädchen gestanden hatte, war leer. Früh gingen wir auseinander. Tom verließ uns gleich. Er hatte es eilig. Allein schritten wir die kleine Anhöhe hinauf. Wir sprachen nicht und dachten an das Schicksal unserer Wanderung. Spät gingen wir noch einmal hinaus. Wir fanden keinen Schlaf. Die Nacht atmete eine große Ruhe. Schief hing der Mond am Himmel. Nur ein leises Summen und Weben war in den Bäumen. Wir schlenderten die Straße entlang. Morgen würden wir aufbrechen und Tom mußte mit uns kommen, ja er mußte es. Dann sprachen wir wieder von dem Mädchen.

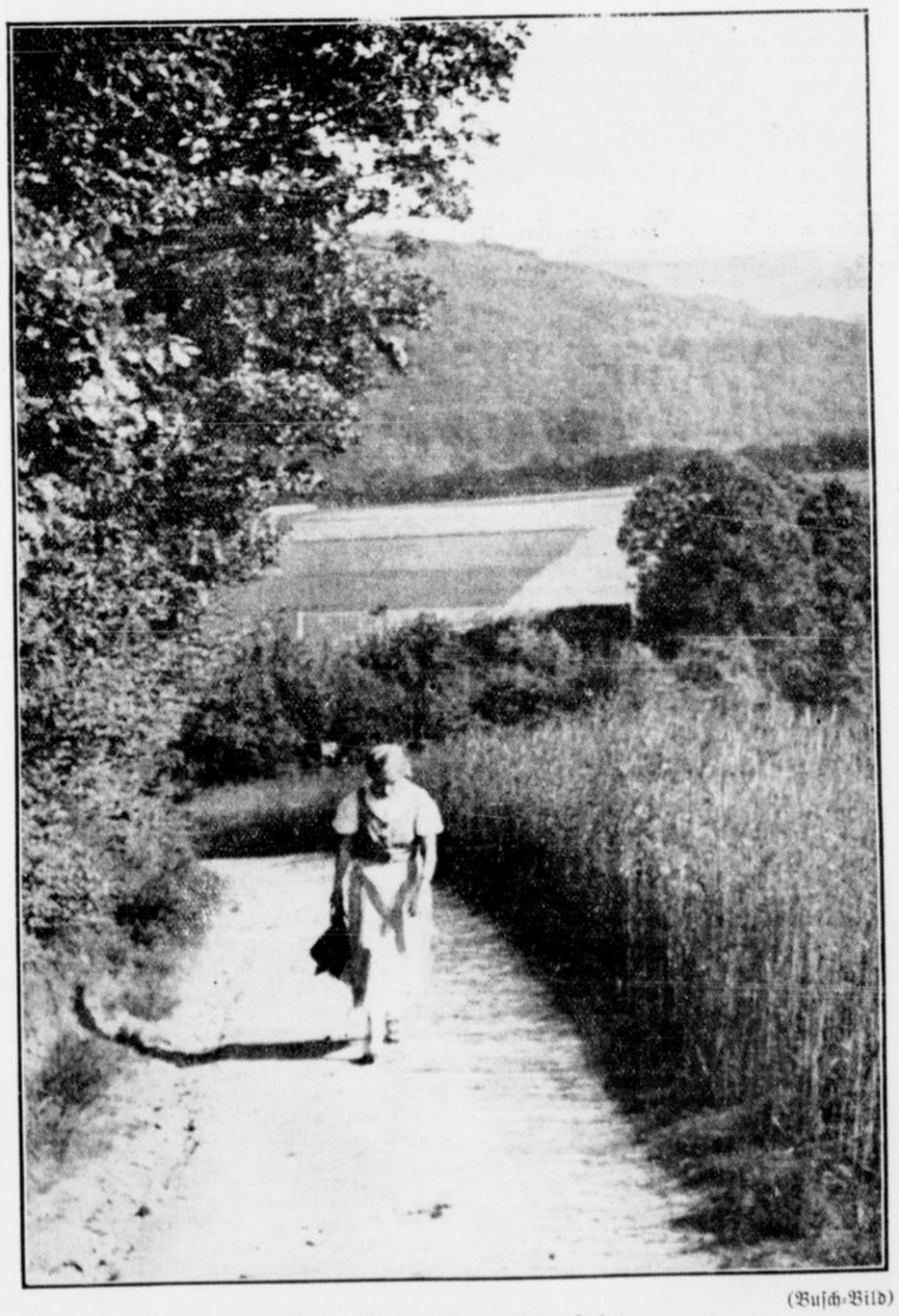
Da stand Tom plötzlich vor uns. Er war hinter den Bäumen hervorgetreten und sah uns nun an. Seine Augen waren zusammengekniffen und um seinen Mund spielte ein höhnisches Lächeln. „Ihr seid mir wohl nachgeschlichen, was?" sagte er mit grober Stimme. Wir standen vor ihm und rührten uns nicht. „Was wollt ihr denn von mir, macht daß ihr fortkommt." Und sein Gesicht war verzerrt von verhaltener Wut. Wir gingen nicht. Leise sagte Arthur „nein". Es war so flüsternd gesprochen, daß wir es kaum hörten; aber es war Trotz und Schmerz darin. Tom neigte seinen Kopf und ging langsam auf Arthur zu. „Was willst du", sagte er. Lautlos war es zwischen uns und unsere Hände waren verkrampft. „Nichts will ich, nichts von dir", flüsterte Arthur wieder. Da sprang Tom auf ihn zu. „Doch", schrie er, „doch, ihr lauft mir nach, ihr spioniert hinter mir her." Und wütend schlug er auf Arthur ein. Tom war der Stärkere von uns. Als wir ihn verließen, stand er mit geballten Fäusten in der Mitte der Straße. Arthur blutete aus der Nase. Nun war es für immer vorbei. In dieser Nacht lagen wir bis zum Morgen mit offenen Augen. Wir konnten es nicht begreifen.

Dann zog sich wieder das weiße Band der Landstraße vor uns mit vielen Biegungen durch das grünende Land. Schweigend schritten Arthur und ich dahin. Wir hatten Tom nicht mehr gesehen. Am Morgen waren wir aufgebrochen. Nichts hätte uns länger halten können. Tom hatte etwas getan, was wir ihm nicht verzeihen konnten. Unsere Gemeinschaft war von ihm roh zerstört worden. So ließen wir schnellen Schrittes das kleine Bad hinter uns liegen. Der Morgen um uns war voll Klarheit. Die Wiesen dampften und von den Feldern kam ein frischer Wind. Wir dachten an das Mädchen. Wir sahen sie vor uns an einen Baum gelehnt und lächeln. Doch niemand sagte es von uns. Wir schritten immer rüstig aus und sahen uns nicht um. Aber in unseren Gedanken marschierte das Mädel mit. Ihr Gang federte leicht und ihre Haare wippten auf dem Nacken. Manchmal lächelten wir verlegen und sprachen von Tom.

Unsere Schritte wurden immer langsamer. Dann blieben wir stehen und sahen nach dem Bad zurück. Wir setzten uns in einen Graben und sahen uns hilflos an. „Wir müssen Tom holen", meinte Arthur Ich nickte lebhaft und glaubte, daß es mir nur um Tom ginge. Doch dachten wir an das Mädchen. Wir wanderten zurück. Wir sahen einen vorgebeugten Kopf mit vielen Locken und einem stillen Lächeln. Und hatten es sehr eilig. Schon lag das Bad vor uns.

Da blieben wir plötzlich stehen. Wir waren ganz verdutzt. Vor uns kam jemand die Straße entlang geschlendert. Seine Hände hingen schlaff herunter und sein Kopf pendelte hin und her. Es war Tom. Als er uns sah, ging er mit schnellen Schritten auf uns zu. „Ach", sagte er, „da seid ihr ja", und eine leichte Röte lief trotz der Gleichgültigkeit seiner Stimme über sein Gesicht. Wir sagten nichts. In unseren Augen lebte nur Erstaunen. „Na", fing Tom wieder an und fand dann weiter keine Worte mehr. Wir drehten uns um und gingen mit ihm die Straße zurück. Tom schritt in unserer Mitte. Wir gingen alle schweigsam vor uns hin. Arthur und ich hatten denselben Gedanken. Das Mädchen lächelte, lächelte irgendwo hinter uns in dem kleinen Bad.

Tom spürte wohl, womit wir uns beschäftigten. Seine Lippen verzerrten sich etwas. „Ach die", flüsterte er verächtlich. Wir gingen immer weiter und schwiegen. Vor uns lag jetzt das weite Land. Baum lehnte sich an Baum bis an den hellen Horizont. Die Landstraße dehnte sich vor uns als führe sie in die Unendlichkeit. Plötzlich grinste Tom. Seine Augen zwinkerten uns an. „Ja", sagte er und seufzte etwas komisch dabei, „so ist sie". Vergnügt nickte er mit dem Kopfe. Und noch einmal, als müsse es alle Welt bestätigen, rief er: „Ja, so ist es". Obwohl wir gar nicht wußten, was er meinte, begriffen wir, daß es so sei. Da lachten wir alle drei, lachten laut und schallend, als ginge uns das nichts mehr an. Dann klangen unsere Gitarren in den Morgen hinaus. Das leichte und frohe Leben der Landstraße hatte uns wieder gepackt. Und das Mädchen schien vergessen.



(Busch-Bild)

Im Wanderschritt

Ich weiß, es warten viele Wege
Auf meinen festen Wanderschritt.
Mein sind die Felder, die Gehege –
Und du mußt mit!

Und kommt ein Dorf in grünen Linden,
Die Weite träumt im Mittagsglast,
Die Bäume winken, und wir finden
Im Schatten Rast.

Dann wieder lockt der Weg ins Weite,
Wer weiß, wie lange und wohin –
Doch daß wir schreiten Seit' an Seite,
Ist unseres Daseins Sinn.

Franz Mahlke.

Unsere Kurzgeschichte

Der leere Platz im Rennwagen

Von Arthur-Heinz Lehmann

Henderson sah schon zum vierten Male nach seiner Armbanduhr. Um ihn her rüstete man geschäftig zum Start.

Große Nummern, schwarz gemalt auf weißer Leinwand, wurden an den Motorhauben der Rennwagen befestigt. Fahrer im hellen Staubdreß, und Monteure in ölfleckigen, blauen Schlosseranzügen, liefen durcheinander. Zwischen ihnen standen die Vertreter der Autofirmen, untätig, aber in ihren Gesichtszügen bebte das Startfieber. Sie zuckten zusammen, wenn irgendwo ein angelassener Motor aufbrüllte und die schreienden Menschenstimmen, die in Sprachen vieler Nationen laut wurden, übertönte.

Henderson ging zu dem Rennwagen, den er für den großen Preis von Italien gemeldet hatte. Dort standen Tino, der junge Monteur, und Luigi, der Vertreter der Henderson-Werke in Turin.

„Nicht da?" fragte Henderson.

Die beiden schüttelten die Köpfe.

„Es ist zehn vor zwei." Henderson hatte wieder nach der Uhr gesehen.

„Wenn Rice und Macauley in fünf Minuten nicht angekommen sind, können wir nicht starten. — Verdammt! Finde ich mein Geld auf der Straße? Erst verlieren die beiden das Rennen auf dem Nürburg-Ring und nun scheeren sie sich nicht einmal pünktlich her!"

„Verzeihen Sie, Herr", begann Tino, „würden Sie gestatten, daß ich fahre, wenn die Herren nicht mehr kommen sollten?"

„Sie müssen kommen! Sie müßten schon längst da sein! Köln liegt doch nicht aus der Welt! Gestern abend bereits hätten die beiden hier sein können!"

„Mein Dreß liegt schon bereit, Herr", sagte Tino gezwungen ruhig, während er im Innern darauf brannte, den Wagen im Rennen steuern zu dürfen. Er würde gewinnen, oder wenigstens auf einen der ersten Plätze einkommen und viel Geld dabei verdienen, und mit dem Gelde konnte er dann Lucia heiraten, und — die Folgerungen des jungen Italieners wurden endlos.

Henderson ging um den Wagen herum. Er trat prüfend an die hartgepumpten Reifen, um seine Unruhe einigermaßen in sinnvolle Bewegungen abzuleiten.

Schon wurden manche Wagen zum Start geschoben.

Tino nahm seinen Dreß vom Steuersitz.

„Herr?" fragte er wieder.

Henderson fuhr auf.

„Gut", starten Sie! Sie kennen die Strecke, nicht wahr?"

Tino war schon in den Staubanzug geschlüpft.

Luigi hob seinen Stock.

„Mein Gott, du willst allein fahren? Du wirst den Hals brechen? Allein? Auf dem leeren Platz neben dem Steuer sitzt der Tod. Das ist eine alte Weisheit."

Luigi war früher Rennfahrer gewesen. Jetzt humpelte er auf Prothesen an zwei Stöcken. Beide Beine hatten amputiert werden müssen vor acht Jahren nach dem Sturz in Sizilien.

„Auf dem leeren Platz sitzt der Tod, Tino!" wiederholte er beschwörend.

„Ihr seid abergläubisch," wehrte Tino ab. Henderson sagte nur:

„Sie haben einen Spleen, Luigi."

Inzwischen war Tino bereits zum Start vorgerückt.

Der Ablasser winkte mit der Fahne. Tino begann das Rennen. Er hatte vier andere Wagen vor sich. Durch das Los war ihm der fünfte Platz zuteil geworden.

Als er in die erste Kurve bog, sah er einen Wagen am Straßenrande halten.

„Drei nur noch," dachte er froh.

Der Motor stampfte seine knatternden Rhythmen. In der Geraden trat Tino den Gashebel ganz herunter. Der Wagen flog. Die Bäume am Wegrande, alle zehn Meter einer, rückten zu einem engen Zaun zusammen, und die Straße war ein graues Band, das der Wagen hinter sich aufrollte.

Tino schoß in die nächste Kurve. Er hatte zu spät das Gas weggenommen. Im letzten Augenblick zog er die kreischenden Bremsen an. Der Wagen rutschte von selbst in die neue Fahrtrichtung und wurde wieder schneller. Tino war durch die starke Schwenkung nach rechts geflogen. Seine Hand, vom Bremshebel gelöst, hatte sich in das Lederpolster des leeren Platzes gekrallt.

Tino lachte. Abergläubisch war Luigi! Da saß kein Tod. Der Platz war leer, nur leer!

Der vordere Wagen war eingeholt. Tino schaltete an Hebeln, um seiner Maschine das Letzte abzupressen. Sekundenlang rasten die beiden Wagen nebeneinander her, dann schoß der Henderson vorbei.

Zwei hatten in dem überholten Wagen gesessen. Zwei helle Flecke hatte Tino wahrgenommen. Zwei Fahrer! Er war allein. Seine Augen streiften rasch den leeren Platz, und sie wurden immer öfter von ihm angezogen.

Tino rückte ein Stück nach rechts, versuchte, die Leere neben sich auszufüllen, die ihn unruhig machte, nicht weil der Tod dort hocken sollte, sondern weil eben nichts dort saß.

Tino merkte plötzlich, daß der Wagen hinten in Abständen aufsetzte. Als die Straße abfiel, stellte er den Motor ab, um zu horchen. Da war es wieder. Ein dumpfer Stoß. Eine Radfelge schlug auf's Pflaster. Einem Reifen strömte langsam Luft aus. Tino fluchte. Aber da mußte er doch das nächste Dorf bald erreicht haben. Dort würde er anhalten und das Rad auswechseln. Jetzt galt es, Boden zu gewinnen, damit er durch den Zeitverlust nicht überholt würde. Der Motor heulte unter der plötzlichen Gaszufuhr.

Am Eingang des Dorfes stoppte der Wagen und war im Nu von Menschen umgeben, die dem Rennen zusahen. Fragen und Rufe drangen auf Tino ein. Doch er ließ sich nicht aufhalten. Schnell war der Wagen hochgewunden und das Rad gewechselt. Tino schob ihn vom Heber herunter.

Als er sich ans Steuer setzen wollte, erblickte er wieder den leeren Platz. Nervös war er schon durch die Panne geworden, und jetzt gähnte wieder diese Leere auf. Tino sah sich sekundenlang unschlüssig um. Die Menschen schauten ihn erstaunt an.

Da erblickte er einen Hund. Ein weißes, mittelgroßes Tier mit zwei schwarzen Augenflecken.

„Gehört er dir?" fragte Tino einen Mann, der daneben stand.

Der schüttelte den Kopf. Da hob Tino den Hund neben sich auf den leeren Sitz. Dann warf er den Wagen an und startete. Eine Staubwolke zog er hinter sich her wie eine laufende Flamme. Der Hund saß ruhig neben Tino, der ihn oft ansah. Er trägt eine Schutzbrille wie ich, dachte er, wenn er ihn blitzschnell mit einem Blick streifte, und wenn ihm die schwarzen Flecken auffielen.

Die erste Runde war zurückgelegt. Tino knatterte an dritter Stelle an der Tribünengeraden vorbei.

Als Luigi ihn kommen sah, schrie er laut auf.

„Heilige Maria! Der Tod sitzt neben ihm! Da! Da! Der Kopf mit den schwarzen Augenhöhlen!"

Henderson hatte auch bemerkt, daß neben Tino noch etwas saß, allein, der Wagen war zu schnell vorübergerast, als daß er dieses Etwas hätte klar erkennen können.

„Sie sind verrückt, Luigi! Gespenster gibt es nicht! Sie haben sich getäuscht. Der Kerl fährt übrigens ganz achtbar."

Doch Luigi hörte nicht auf, zu jammern und die Mutter Maria anzurufen.

Tino hatte sich auf den zweiten Platz vorgeschoben. Der Henderson lief mit der äußersten Explosivkraft seiner Zylinder. Tino hatte den Hund neben sich fast vergessen, weil sich das Tier sehr ruhig verhielt. Der junge Rennfahrer überließ sich ganz seiner Maschine, er fühlte, wie er im Rennfieber eins mit ihr wurde. Er begann, mit ihr in Gedanken zu sprechen. Daß sie aushalten solle, daß sie siegen solle, weil er doch Lucia heiraten wolle, die er so liebe. Und der alte Luigi würde dann ein dummes Gesicht machen, wenn er Sieger sei und nicht den Hals gebrochen hätte.

Plötzlich spürte Tino eine Bewegung an seiner rechten Seite. Der Hund hatte sich gerührt, und seine Lefzen waren so weit zurückgezogen, daß die starken Zähne frei wurden.

Tino erfaßte das alles in einem Blicke und sah schnell wieder auf die Fahrbahn. Die Straße schlang sich kurvig einen Berg hinauf.

Da zog der Körper des Hundes neben Tino zusammen und entspannte sich in einem kurzen Sprung.

Mit den Vorderbeinen steckte das Tier zwischen den Speichen des Lenkrades. Tino war erschrocken, und der Wagen war aus der Straßenmitte abgeglitten.

Tino wollte gegensteuern, den Volant drehen, um die Maschine wieder in die Gewalt zu bekommen, doch dadurch wurden die Beine des Hundes gequetscht, vor Schmerz biß das Tier Tino so heftig, daß die Zähne durch das Leder des Handschuhs drangen. Der Wagen lief über den Straßenrand und stolperte wie trunken im Zickzack den felsigen Abhang hinunter.

Tino riß den Schlüssel aus dem Schaltbrett, der den Zündstrom abstellt.

„Nicht verbrennen!" keuchte er.

In der Schlucht schlug der Wagen um und zerdrückte Tino, ihn unter sich begrabend, das Genick.

Oben auf der Straße rasten die anderen Rennwagen vorbei, eine Viertelstunde lang noch, dann verstummte das Knattern.

Am Abend des gleichen Tages wurde der umgestürzte Wagen gefunden. Henderson sah mit zusammengekniffenen Lippen die Trümmer. Eine Menge Geld war wieder zum Teufel. Der alte Luigi war an seinen Stöcken den Abhang hinuntergeächzt und saß auf dem Erdboden. Er streichelte Tinos kalte Hand, die aus den Stahlsplittern hervorragte. In seinen Augen quollen die Tränen.

„Ihr hättet nicht sagen sollen, daß ich abergläubisch bin."

Luigi sprach die Worte laut. Sie waren an den Toten gerichtet und an Henderson. Triumph und tiefer Schmerz klangen vermischt in ihnen.

„Da sitzt er noch, der Tod!" Der Alte wies mit der Hand. „Er ist abgesprungen!" Henderson sah dem zeigenden Finger nach und erblickte in der anbrechenden Dämmerung eine fahle, zusammengekauerte Gestalt, in deren Kopf zwei dunkle Flecken saßen. Die beiden Männer waren starr, sie wagten kein Glied zu rühren. Die Furcht kroch sie an.

Auf einem Felsblock hockte der Hund, und seine Augen spannten durch ihre schwarzen Fellschlitze hindurch nach den beiden Männern.

Da öffnete sich sein Maul. Die Zähne traten hervor, und die Zunge hing heraus, zitternd von den hastigen Stößen des Atems.

Es war, als ob der Hund lachte!



Historische Festspiele der Soldaten in Aldershot

In jedem Jahre werden in Aldershot (England) historische Festspiele durchgeführt, die geschichtliche Begebenheiten zum Gegenstand haben. Es sind die bedeutendsten Vorführungen, die die englische Armee im Freien veranstaltet. In diesem Jahre wurden die Vorgänge aus der englischen Geschichte um das Jahr 1284 dargestellt, und diese Hauptszene, die unser Bild zeigt, veranschaulicht die Verkündung des ersten Prinzen von Wales an die Führer und das Volk Englands auf Schloß Caernarvon.

Scherl — M.)

Immer noch „Heimkehrer" . . .?

Heimkehrerschicksale — wahr und erdichtet

In diesen Tagen gingen zwei merkwürdige Geschichten durch die Presse: Berichte von „Heimkehrern", die erst heute, achtzehn Jahre nach Kriegsschluß, in ihre Heimat zurückgekehrt und und von seltsamen Abenteuern erzählen. In dem einen Fall handelt es sich um einen Soldaten der österreichischen Armee, der jetzt in seine ungarische Heimat zurückgekehrt ist. Er wurde — so erzählt er — 1917 gefangen und nach Sibirien transportiert, wo er in den Bergwerken arbeitete. Erst 1936 sei es ihm gelungen, die Heimreise anzutreten. Nach seiner Behauptung arbeiteten noch heute über 60 000 deutsche und österreichische Kriegsgefangene in Sibirien . . .

Bei dem zweiten Fall handelt es sich um einen Mann, der nach seiner Erzählung bei Kriegsausbruch als Achtzehnjähriger in England lebte. Er wurde als Zivilinternierter in ein englisches Gefangenenlager gebracht. Nach einem Fluchtversuch kam er in ein Straflager nach Canada. Von dort entkam er. In Indien war er viele Jahre lang Hofphotograph eines Maharadschahs. Nach 22 Jahren ist er, so melden die Zeitungen, nun in sein Dörfchen am Hunsrück heimgekehrt . . .

Es vergeht kaum ein Monat, in dem nicht ähnliche Vorkommnisse berichtet werden. Danach hat es den Anschein, als lebten wirklich noch Tausende ehemaliger deutscher Kriegsgefangener und vermißter deutscher Soldaten in den Ländern unserer ehemaligen Gegner. Wie verhält es sich nun tatsächlich mit den Weltkriegsvermißten und den Schicksalen verspäteter Heimkehrer?

Die Kartothek der Vermißten

Es gibt eine Stelle in Deutschland, die nahezu restlosen Aufschluß über das Schicksal aller deutschen Kriegsteilnehmer zu bieten vermag. Das ist das „Amt für Kriegsverluste und Kriegergräber" in Berlin (Linden-, Ecke Oranienstraße). Hier sind auf vielen Tausenden von Karten die Schicksale der deutschen Soldaten aufgezeichnet. Nicht allein über die Gefallenen und ihre letzten Ruhestätten gibt das Amt Auskunft. Auch das Los jedes einzelnen Kriegsgefangenen ist in dieser Kartothek sorgfältig registriert.

Die englischen, französischen und russischen Gefangenenlager-Verwaltungen sandten während des Krieges laufende monatliche Listen an die deutschen Behörden, in denen über jeden deutschen Gefangenen berichtet wurde. Nach diesen Listen ist die Kartothek der Gefangenen geschaffen worden. Auf den einzelnen Karten ist eingetragen: Personalien des Gefangenen, Tag und Ort der Gefangennahme, Bezeichnung des Lagers, falls verwundet, des Hospitals, Todestag (falls in der Gefangenschaft verstorben), Datum der Entlassung aus der Gefangenschaft.

Trotz dieser von allen kriegführenden Ländern einheitlich durchgeführten Ueberwachung ist indessen das Schicksal von etwa 100 000 deutschen Soldaten noch heute ungeklärt. Teilweise läßt sich diese Tatsache aus folgenden Gründen erklären: Bei Kriegsende wurde ein Teil der in französischen Lagern gehaltenen Gefangenen mit der sogenannten „Haller-Armee" nach den östlichen Provinzen Preußens transportiert, um dort gegen den Grenzschutz eingesetzt zu werden. Die Mehrzahl dieser z. T. polnischen Soldaten meldete sich naturgemäß nicht mehr bei den deutschen Behörden. Eine weitere Anzahl von ehemaligen Kriegsgefangenen ist freiwillig in anderen Ländern zurückgeblieben. Schließlich aber — und hierbei dürfte es sich um die weitaus größte Zahl aller Vermißten handeln — war es in sehr vielen Fällen nicht möglich, gefallene deutsche Soldaten zu identifizieren, so daß man damit rechnen darf, daß die meisten heute noch als „vermißt" geführten Soldaten den Heldentod im Felde fanden.

Erdichtete Heimkehrerschicksale . . .

Heimkehrerberichte, wie sie immer wieder durch manche Zeitungen gehen, wecken nur allzu leicht ganz unberechtigte Hoffnungen in den Angehörigen manches Vermißten. Das Amt für Kriegsverluste hat von all diesen abenteuerlichen Erzählungen bisher noch nicht eine einzige als echt anerkennen können. Auch in dem Fall, der heute berichtet wird, scheint es sich um einen erdichteten Bericht zu handeln. Der „Zivilinternierte" J. P. ist nämlich in der umfassenden Kartothek nirgends erwähnt. Auch seine Angabe, in ein Straflager nach Canada übergeführt worden zu sein, ist wenig glaubwürdig, da Zivilinternierte niemals nach Canada gebracht wurden. Schließlich ist dieser Heimkehrer zwar in seinem Heimatdorf geboren, doch sein jetziger Aufenthaltsort ist in dem Dorf, in das er eben erst zurückgekehrt sein will, unbekannt . . .

. . und wahre Heimkehrererlebnisse

Was an der Erzählung des ungarischen Heimkehrers wahr ist, läßt sich hier nicht gut nachprüfen. Die Angabe aber, daß auch noch Tausende deutscher Kriegsgefangener in russischen Bergwerken wartete, ist unwahr. In Rußland leben nach den Ermittlungen des Amtes für Kriegerverluste zur Zeit noch rund 200 ehemalige deutsche Kriegsgefangene, darunter auch eine Anzahl in Sibirien. Sie alle werden jedoch nicht zwangsweise dort zurückgehalten, sondern sind freiwillig zurückgeblieben. Fast in jedem Monat kehrt einer von ihnen — auf Kosten des Deutschen Reiches — nach Deutschland zurück. Die Gründe für ihr Zurückbleiben und ihre späte Heimkehr gehen aus folgenden Erlebnissen hervor:

Der deutsche Infanterist Max K. geriet 1915 bei Lublin in russische Gefangenschaft. Nachdem er zwei Jahre lang in einem Lager gehalten wurde, kam er 1917 als Feldarbeiter in ein Dorf. Hier heiratete er und blieb auch nach Kriegsende dort. Da es sich hier um eine entlegene Gegend handelte, hatte er keine Verbindung mit der Außenwelt. Geld für eine Heimreise besaß er nicht. Erst 1932 erfuhr er von der Möglichkeit einer Heimkehr auf Reichskosten, worauf er 1934 die Heimreise antrat. Bis 1932 galt er in Deutschland als tot.

Der deutsche Infanterist Karl P. wurde ebenfalls 1915 gefangen. Er kam in ein Lager in Omsk, heiratete 1920 eine Deutschrussin und übernahm eine Bauernwirtschaft in Nowoscharapo. Er wußte von der Möglichkeit der Heimkehr, aber da es ihm wirtschaftlich gut ging, blieb er freiwillig in Rußland. Dann aber führten die Sowjet die Kollektivwirtschaft ein, die dem freien Bauerntum den Todesstoß versetzte. Auch Karl P. vermochte sich nun nicht mehr lange auf seinem Besitztum zu halten, und nach 18 Jahren kehrte er mittellos in die deutsche Heimat zurück.

In diesen und ähnlichen Fällen sind ehemalige deutsche Gefangene freiwillig in Rußland verblieben. Jeder einzelne von den noch heute dort lebenden kann jederzeit auf Kosten des Reiches heimkehren. Für manche von ihnen bestehen allerdings darin gewisse Schwierigkeiten, daß sie Russinnen geheiratet haben. Während sie selbst als Ausländer jederzeit die USSR. verlassen dürfen, werden die Frauen als russische Staatsbürger nicht ohne weiteres aus der Sowjetunion entlassen.

G. Bertram.

Die Heimatseite

Wochenbeilage zum Stadtanzeiger für Castrop-Rauxel und Umgebung

119 Juni 1936

Neue Folge der Heimatblätter für Castrop-Rauxel und Umgebung

Vom Andreaskreuz

dem Grundzeichen unseres Stadtwappens

Von H. Wiggermann

Daß die Grundform unseres Stadtwappens das Andreaskreuz ist, wird wohl kaum noch bezweifelt. Woher aber stammt dieses schrägliegende Kreuz, und woher hat es seinen Namen? Nach der Legende war der heilige Andreas der Bruder des Apostels Petrus und wurde an ein solch schrägliegendes Kreuz geschlagen, den Kopf nach unten. Das Andreaskreuz genoß besonders im zaristischen Rußland eine hohe Verehrung. Warum es mit Vorliebe als Symbol, sei es auf Orden, Wappen und Siegeln angenommen wurde, darüber glaubt uns Scheuermann in seinem Buch: „Woher stammt das Hakenkreuz?" Aufschluß geben zu können. Wir folgen in nachstehenden Ausführungen in der Hauptsache seiner Darstellung.

Der heilige Andreas galt in manchen Gegenden als Nothelfer der Ehe. So war z. B. im Harz und in Thüringen der Brauch verbreitet, daß die jungen Mädchen am 30. November, dem Andreastage, am Abend am Gartenzaun rüttelten und diesen dann befragten, ob sie im nachfolgenden Jahr zum Heiraten kämen. Wie aber das christliche Brauchtum vielfach eine Nach- und Umbildung urgermanischer mythologischer Beziehungen sein soll, so ist auch hier der heilige Andreas mit Thor und das Andreaskreuz mit dem Glückszeichen Thors gleichzusetzen. Im Heiligen Forst von Hagenau im Elsaß hat man ein Steinbeil gefunden, das oben ein Andreaskreuz zeigt. Scheuermann meint, daß es sich hier nicht einfach um ein Handwerksgerät, sondern ein kultisches Werkzeug handelt, das vielleicht bei Schließung eines Ehebundes eine Rolle spielte. Dazu kommt noch, daß — nach Scheuermann — das Andreaskreuz aus der Ehe-Rune entstanden sein soll, von der es in der Edda lautet:

„Ein Siebzehntes hilft mir bei holder Maid,
Daß nimmer sie leicht mich verlasse."

Wenn wir uns der vorstehenden Beweisführung anschließen, so wäre das Andreaskreuz auf dem Castroper Reichshof-Siegel, das ja als Stadt-Siegel übernommen worden ist, das Segenszeichen eines Ehebundes. Daraus wäre nun weiter zu schließen, daß entweder die Erbauer des Reichshofgebäudes das Andreaskreuz als Glückszeichen ihres Ehebundes zur Hausmarke gewählt hätten, oder aber, daß die Reichshofbauern es deshalb in ihr Siegel aufnahmen, weil sie die Gemeinschaft zwischen Mann und Weib als Keimzelle jeglichen staatlichen Lebens, wozu sie ja auch ihren Reichshofverband rechneten, betrachteten und dieser ihrer Auffassung einen sinnfälligen Ausdruck geben wollten.

Kirchenbuchduplikate

Von Walter Schmidt

Nach dem Ende der napoleonischen Fremdherrschaft wurde in unserer Heimat das Allgemeine preußische Landrecht am 1. Januar 1815 eingeführt. Nach den Bestimmungen dieses Gesetzes lag die Führung des Kirchenbuches dem eigentlichen Pfarrer ob. Der Küster, als weltlicher Kirchenbediener dem Geistlichen beigeordnet, mußte ein Duplikat des Kirchenbuches halten, und darin die von dem Pfarrer eingetragenen Vermerke getreulich abschreiben.

Am Ende eines jeden Jahres verglich der Pfarrer dieses Duplikat mit seinem Kirchenbuche und bescheinigte darunter die befundene Richtigkeit durch Siegel und Unterschrift. Sodann wurde dieses Duplikat den Gerichten des Ortes zur Aufbewahrung übersandt.

Die Führung der Kirchenbücher erstreckte sich über das Kirchspiel dergestalt, daß sogar Personen, die einer bloß geduldeten, mit keiner eigentlichen Kirchenanstalt versehenen Religionspartei zugetan waren, die unter ihnen vorkommenden Geburten, Heiraten und Sterbefälle dem Pfarrer des Kirchspiels, in dessen Bezirk sie wohnten, zur Eintragung in das Kirchenbuch anzuzeigen hatten.

Unter „Gericht des Ortes" verstand das Allgemeine Landrecht diejenigen Gerichte, in deren Jurisdiktion die Parochialkirche lag, bei welcher Pfarrer und Küster angestellt waren.

Kirchenzeugnisse über den Personenstand müssen jedoch aus dem von dem Pfarrer geführten Original und nur in Ermangelung aus dem Duplikat erteilt werden.

Das nachfolgende Verzeichnis soll uns nun einen Ueberblick darüber verschaffen, wo sich die Duplikate der Kirchenbücher unserer Heimat befinden.

Auf den bereits am 10. Mai 1936, Heimatseite Nr. 116, erschienenen Artikel „Die Kirchenbücher unserer Heimat" wird insbesondere hingewiesen.

Die Abkürzungen bedeuten: Tf. = Taufen, Tr. = Trauungen, St. = Sterbefälle, Dpl. = Duplikate, AG. = Amtsgericht.

Doppel der katholischen Kirchenbücher

Castrop Dpl. beim AG Dortmund. Tf., Tr., St. 1818, 1826—1834. Dpl. beim AG. Bochum. Tf. 1815 bis 1868, 1870—1874, Tr. 1815—1873 St. 1815—1874.

Henrichenburg Dpl. beim AG Recklinghausen Tf., Tr., St. 1784—1874.

Bauerschaft Habinghorst (Henrichenburg) Dpl. beim AG Bochum Tf., Tr St. 1836—1839, 1853 bis 1855, 1860—1873 (sehr lückenhaft).

Herne Dpl. beim AG. Bochum. Tf., Tr., St. 1862 bis 1874.

Kirchlinde Dpl. beim AG Dortmund. Tf., Tr., St. 1815—1873.

Mengede Dpl. beim AG. Dortmund. Tf., Tr., St. 1818, 1825—1874.

Recklinghausen Dpl. beim AG. Recklinghausen. Tf., Tr., St. 1814—1874.

Suderwich Dpl. beim AG. Recklinghausen. Tf., Tr., St. 1784—1874.

Waltrop Dpl. beim AG. Recklinghausen. Tf., Tr., St. 1816—1874.

Von der Bedeutung des Rhein-Herne-Kanals

Keinem aufmerksamen Beobachter unseres Volkslebens in den westdeutschen Industriebezirken kann die Tatsache entgehen, daß sich die Kenntnis von den großen, tragenden Wirtschaftskräften der eigenen Heimat auf leider nur sehr eng begrenzte Kreise beschränkt. Ein klassisches Beispiel dafür ist die große Wasserstraße, die den Rhein mit der Weser verbindet und demnächst mit der Elbe verbunden wird, insbesondere der Teil dieser Straße, der den bedeutendsten Industriebezirk des europäischen Kontinents, die Emscherniederung im rheinisch-westfälischen Steinkohlenrevier, durchschneidet, der Rhein-Herne-Kanal.

Die Aelteren von uns wissen noch um die schweren parlamentarischen und hochpolitischen Kämpfe, die jahrzehntelang um den Bau dieser heute verkehrsreichsten künstlichen Wasserstraße Deutschlands geführt worden sind, aber sie wissen auch, daß an diesen Kämpfen die großen Massen der westdeutschen Bevölkerung wenig Anteil nahmen. „Das ist eine Sache der Schwerindustrie, die uns nichts angeht", das war der Standpunkt von Hunderttausenden. Ungestraft durften hierzulande gewählte Parlamentarier gegen die Kanalpläne arbeiten, weil ihre Wähler sich um diese Dinge kaum bekümmerten.

Auch heute noch ist der Rhein-Herne-Kanal für Tausende und Abertausende in seiner näheren und weiteren Umgebung nichts als eine ziemlich langweilige Angelegenheit im Landschaftsbild. Fast nur denen, die mit den Häfen und der Schiffahrt des Kanals irgend etwas zu tun haben, bedeutet diese Wasserstraße einen volkswirtschaftlichen Begriff. Und doch hat sie, seitdem sie 1914 dem Betrieb übergeben worden ist, dem ganzen Ruhrbezirk und seiner Bevölkerung darüber hinaus Deutschland unermeßliche Dienste geleistet. Nur mit ihrer Hilfe hat in guten Zeiten der Ruhrbergbau seinen Absatzkreis gegenüber dem ausländischen Wettbewerb ausweiten, in Krisenjahren einigermaßen halten können. Ohne die billigen Wasserfrachten des Rhein-Herne-Kanals und der anschließenden Wasserstraßen des Rheins, des Dortmund-Ems-Kanals und des Kanals nach der Weser hätten jederzeit zehntausende von Ruhrbergarbeitern mehr feiern müssen, und das hätte sich auf das Schicksal jedes Gewerbetreibenden, jedes Handwerkers in allen Städten des Emschertales bitterböse ausgewirkt.

Blättert man in den Jahresberichten der internationalen Rheinschiffahrtskommission, in denen auch die Statistik des Rhein-Herne-Kanals ihre Rolle spielt, so staunt man selbst als Wissender über den weiten Vorsprung, den der Wasserverkehr des Ruhrbezirks und nicht zum wenigsten der des Rhein-Herne-Kanals vor alledem, was es sonst noch an Rheinschiffahrt gibt, einhält. Während im Jahre 1934 z. B. der Hafen von Köln mit Ankünften von rd. 1,2 Millionen To. und mit Versendungen von rd. 1,8 Millionen To. verzeichnet ist, steht Duisburg-Ruhrort mit rd. 6,2 Millionen To. Ankünften und rd. 13,2 Millionen To. Versendungen in den Tabellen, der Rhein-Herne-Kanal mit rd. 3 Millionen To. Ankünften und 9,3 Millionen To. Versendungen. Die neueste Statistik weist für den Rhein-Herne-Kanal einen Gesamtverkehr des Jahres 1935 von 14 186 761 Tonnen aus, womit der Vor-Krisenstand (14 228 928 To. im Jahre 1930) fast wieder erreicht ist, während die Krise im Jahre 1932 einen Tiefstand von 9 620 728 To. mit sich gebracht hat.

Im wesentlichen handelt es sich beim Güterverkehr des Rhein-Herne-Kanals um einen Durchgangsverkehr vom und zum Rhein. Steinkohlen, Koks sowie Eisen- und Stahlerzeugnisse haben in der Abfuhr, Erze in der Zufuhr den weit überwiegenden Anteil. Nach der Statistik der Rheinschiffahrtskommission stieg die Steinkohlenabfuhr vom Kanal über den Rhein von 6 474 000 in 1933 auf 7 792 000 Tonnen in 1934, während die Koksabfuhr sich um ein Geringes, von 591 000 auf 547 000 Tonnen verringerte. Die Abfuhr von Eisen- und Stahlerzeugnissen stieg im gleichen Zeitraum von 255 000 auf 303 000 Tonnen. Hervorzuheben ist die starke Zunahme der Erzanfuhr von 840 000 in 1933 auf 1 469 000 To. in 1934.

Zur besseren Beurteilung des Gesagten sei mitgeteilt, daß der Güterverkehr des Mains von und zum Rhein nur ein Drittel von dem des Rhein-Herne-Kanals ausmacht und daß vom gesamten Durchgangsverkehr aller Rhein-Nebenflüsse und -Kanäle vom und zum Rhein zwei Drittel auf den Rhein-Herne-Kanal entfallen.

Der Brennstoffversand über den Rhein-Herne-Kanal betrug im Jahre 1934 insgesamt 10,4 Mill. Tonnen und hielt sich in 1935 auf etwa der gleichen Höhe. In 10-To.-Waggons verladen, hätte diese Frachtmenge über 20 000 Güterzüge mit je 50 Waggons erfordert, je Arbeitstag über 60 Züge.

Was den Brennstoffversand angeht, so hat der Rhein-Herne-Kanal die große Wirtschaftskrise so gut wie überwunden. Zwar ist die höchste Versandziffer, die 1927 mit 11,2 Mill. To. verzeichnet wurde, noch nicht wieder erreicht. Das Jahr 1929 aber mit 9,8 Mill. To. Versand ist überholt, und gegenüber der seit 1926 ungünstigsten Ziffer, der von 1932 (8,2 Mill. To.), war der Brennstoffversand in den beiden jüngsten Jahren um mehr als 2 Mill. To. höher. Besonders bedeutsam dabei ist, daß der Brennstoffversand über den Kanal lange nicht so schwer von der Krise betroffen wurde, wie der Gesamtbrennstoff-Versand des Ruhrbezirks, der 1926 mit 80,8 Mill. To. seinen höchsten Nachkriegsstand erreichte und bis 1932 auf 48,7 Mill. To. herabging, also rd. 40 v. H. verlor. Im gleichen Zeitraum verminderte sich der Brennstoffversand über den Kanal von 10,6 auf 8,2 Mill. To., büßte also nur 22,6 v. H. ein. Nichts zeigt besser, einem wie starken Bedürfnis der Bau dieses Kanals gerecht geworden ist. Bc.

Das schwarze ABC

Der Kumpel in seiner Sprache

Wie der Schiffer, der Kaufmann usw. seine Zunftsprache hat, so auch der Bergmann. Aber wohl keine der Sprachen ist so reichhaltig an Fachausdrücken wie die Kumpelsprache im Schoß der Erde und einen kurzen Einblick darin wird uns das Bergmanns ABC vermitteln.

Abschlag heißt für den Kumpel Geldtag.

Bergarbeiter, sagt nur der, der niemals einen Kohlberg sah.

Cgab es im Pütt bis heute nur einmal, als vor einiger Zeit ein Kumpel wegen seines hohen C aus dem Pieler auf die Opernbühne klettern konnte.

Detonit wird in die Kohle und den Stein gebohrt und dann heißt es: „Es brennt", worauf dann die Brocken nur so fliegen.

Explosion ist das Ende von allem.

Fahrtenklettern geht den meisten Kumpels in die Knie.

Glückauf sagt jeder Kumpel und meint damit: Seih tau, da et di guot geiht.

Hangendes ist die Decke, wie bei uns im Zimmer. Gewöhnlich bricht sie herein und wer davon getroffen wird, hat einstweilen Ruhe vor der Arbeit.

Liegendes ist dem Kumpel das, was uns der Fußboden.

Kumpel ist mehr wie Kamerad und hängt zwischen den beiden vorhergehenden.

Markscheider ist der tiefere Vermessungsbeamte mit hohem Gehalt u. höherer Mathematik.

Nummern ist das Behängen der beladenen Kohlenwagen mit Blechmarken und das bringt Geld ein.

Ortsarbeit hat meistens ein gutes Gedinge und Obersteiger ist nicht gern gesehen.

Prümtabak ist unentbehrlich und der Pfeiler ist keine griechische Säule, sondern ein schräg ins Dunkle hineinfallendes Loch, wo die Kohle fest ist.

Querschlag ist die Grubenstraße und dort muß jeder seinen Nacken beugen, um keinen elektrischen Schlag von der Oberleitung zu bekommen.

Raubbau ist sehr rücksichtslos und bringt den Kumpel in hohe Gefahr.

Stempel ist kein Bürobedarfsartikel, sondern wenn er noch dazu naß ist, ein schwerer Baumstamm und der Stoß ist die Wand, egal an welcher Seite.

Teufe, die ewige, und wenn der Bergmann in die Tiefe fährt, ist er der Ewigkeit immer am nächsten.

Unglücksfälle gibt es nicht, wohl Malheur, das in die Familien Kummer bringt.

Wetter aber sind gefürchtet, und kommen sie, dann weht die Fahne vom Schachtturm auf Halbmast.

Zeche aber ist das A und O des Bergmannlebens.

Eine Stimme über das alte Westfalen

Das Land der roten Erde hatte früher nicht viel Lobredner aufzuweisen. Es galt als ein Schimpf, Westfale zu sein. Dieses Urteil stand fest und konnte auch nicht durch bessere Einsicht geändert werden. Man scheute nicht einmal davor zurück, bewußt und gewollt Lügen über Westfalen zu verbreiten, wie es beispielsweise Voltaire getan hat, der Günstling des Preußenkönigs Friedrich II. Dieser schreibt 1785 in den „Cahiers de lecture": „In den großen Hütten, die man Häuser nennt, sieht man Tiere, Menschen genannt, die auf die herzlichste Weise von der Welt mit den anderen Haustieren durcheinander leben. Ein gewisser harter, schwarzer Stein, aus einer Art Roggen zusammengesetzt, ist die Nahrung dieser Menschen . . . O abscheuliches Westfalen! Du hast keinen frischen Wein, keine Betten, keine hübschen Mägde. Von Klöstern bist du voll, aber Gasthäuser hast du keine. Ich sehe jetzt sehr wohl ein, warum man in dieser verwünschten Gegend dem zerfleischten Deutschland den Frieden wiedergab. Die klugen Gesandten wollten (1648), angewidert von soviel Elend, aus Furcht vor Hunger zu sterben, möglichst schnell wieder von dannen".

Voltaire hatte allerdings einigen Grund, über Westfalen erbost zu sein, da man ihm hier seine vielen versteckten Bosheiten dadurch vergolten hatte, daß man ihn den Landleuten gegenüber als den Affen des alten Fritz hingestellt hatte. Es gibt aber auch noch manche andere abfällige Urteile über unsere Heimat. Weddigen, der Pfarrer von Kleinbremen, hat recht, wenn er sagt: „Ungerechter ist kein Land der Welt, und wäre es auch in Böotien selbst weder in Prosa noch in Versen, behandelt worden, als unser Westfalen!"

Aus dem Blute Widukinds

Vor kurzem hat Professor Erich Brandenburg ein umfangreiches Werk über die Nachkommen Karls des Großen vorgelegt. Nun ist von Dr. Otto Freiherr von Dungern im Verlag Justus Perthes in Gotha eine Arbeit erschienen, die sich mit den Nachkommen des Herzogs Widukind befaßt und die den Titel trägt: „Aus dem Blute Widukinds".

Der rein sachliche Wert dieser Arbeit wird von den Fachgelehrten geprüft werden. Beachtenswert sind aber auf jeden Fall die Ergebnisse, zu denen Dr. von Dungern gelangt. Ein Sohn und ein Enkel Herzog Widukinds sind bekannt. Von der Mutter Kaiser Ottos I., Matilde, von der uns gesagt wird, daß sie aus dem Stamm Widukinds war, kennen wir zahlreiche Nachkommen, und können nachweisen, daß sie heute noch leben. Auch der Vater der Königin Matilde ist bekannt. Zwischen der Königin Matilde und dem Herzog Widukind schieben sich mehr als drei Generationen ein. Doch muß hervorgehoben werden, daß nicht urkundlich feststeht, durch welche Zwischenglieder die Königin von Widukind abstammt. Wenn man aber diese Abstammung annimmt, so ergibt sich daraus, daß vom Sachsenherzog Widukind u. a. seit Otto dem Großen alle deutschen Kaiser aus dem Blute Widukinds waren; denn wie von Karl dem Großen, so stammten sie auch alle von König Heinrich I. und seiner Gattin Matilde. Deshalb hat sich dieses Blut schon im Mittelalter in alle deutschen Fürstenhäuser einschließlich Savoyen und Mecklenburg und in alle späteren standesherrlichen Häuser, die dem ältesten deutschen Dynastenadel angehören, verbreitet. Bei dieser Annahme ergibt sich weiter, daß aus dem Blute Widukinds stammen der berühmte Franz von Sickingen, weiter ist ein Sproß Widukinds der gegenwärtige Reichsminister des Aeußern, Konstantin Freiherr von Neurath, ebenfalls ist der Minister Freiherr vom Stein als Nachkomme Widukinds anzusprechen. Der Mannesstamm Widukinds läßt sich nur bis in das 11. Jahrhundert zuverlässig verfolgen und scheint damals ausgestorben zu sein. Auch Ludwig Uhland stammte möglicherweise durch eine Ahnfrau Gaisberg vom Hause Widukinds. Besonders zahlreich ist die Nachkommenschaft des ersten Oberpräsidenten von Westfalen, Ludwig Freiherr von Vincke, der ebenfalls aus dem Blute stammte und der bekanntlich am 20. Mai 1810 die Tochter Eleonore des Freiherrn von Syberg auf Haus Busch heiratete, dem Haus Ickern gehörte.

Dr. von Dungern schließt seine Betrachtungen, über deren Wert, wie gesagt, sich noch die Familienforscher äußern müssen, mit folgenden Feststellungen: Kein Gelehrtenleben würde ausreichen, auch nur die von der Familienforschung festgestellten Nachkommen Herzog Widukinds sämtlich zu verzeichnen. Die meisten leben heute in Deutschland. Ihre Zahl mag hunderttausend weit überschreiten. Unter allen Menschen, die zur Zeit Widukinds gelebt haben, ist nicht ein halbes Dutzend, für die sich heute lebende Nachkommen in weiblicher Linie zweifelsfrei nachweisen lassen: Karl der Große, König Ecalhmund von Kent, ein Graf Welf, Stammvater des ersten Welfenhauses, Unruoch, 802 Graf in Schwaben, Kaiser Karls Gattin Hildegard, Enkelin Nebis. Von diesen wenigen Männern ist Herzog Widukind neben Karl dem Großen der, auf den weitaus am meisten heute lebende Menschen in weiblicher Linie zurückgeführt werden können und ihr Kreis wird sich ständig erweitern, zumal dazu schon eine Menge bürgerlicher Familien gehören.

Ehebruch im Mittelalter

Rauh mögen die Sitten unserer Vorfahren gewesen sein, aber sie bauten sich auf einem gesunden, natürlichen Empfinden auf. Im frühen Mittelalter sorgten in Westfalen die Freigerichte für Zucht und Ordnung und sie bestraften mit drakonischer Strenge Frevler an der Gemeinschaft. Was vor das Freigericht gehörte hieß Femmroge, und man rechnete dazu alles, was „gegen Gott, Ehre und Recht" war. Besonderen Schutz genoß auch die Familie.

Einen interessanten Beitrag dazu teilt der westfälische Geschichtsschreiber P. Wigand in seiner Sammlung „Denkwürdige Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer aus westphälischen Quellen" (Leipzig 1858) mit.

Seit dem 16. Jahrhundert gerieten die alten Freigerichte als Bewohner des Gewohnheitsrechtes in Verfall. Man wandte sich in Zweifelsfällen „an gelehrte Collegia, namentlich an die Juristen-Fakultäten der Universitäten", um sich von hier über das Gesetz belehren zu lassen.

Der Corveyische Abt Dietrich (1585—1616) mußte einen Untertanen, Fritze Pienning, bestrafen, der der Bigamie und des Ehebruchs angeklagt war. Der Fall muß so selten vorgekommen sein, daß der Abt den Schöffenstuhl in Jena um Rat bat. Das längere Gutachten des „Dechant und anderer Doctores des Schöppenstuls" zu Jena kam zu dem Schluß:

„Demnach sprechen wir vor Recht: Hat mehrgedachter Gefangener, Fritze Piennina, bekant, daß er bei Leben seines Ehegattens wissentlich eine andere zur Ehe genommen, so er nu uf solchem Peccatio vor offentlichem Gerichte nochmals freiwillig verharret, so wird er solcher Mishandlung halben, vermuge Keiser Carlen des Fünften peinlicher Halsgerichts-Ordnung mit dem Schwert vom Leben zum Tode gerichtet."

Ein harter Spruch, der aber zeigt, wie sehr schon damals der Wert der Familie für den Bestand des Volkes erkannt war.

Die Welt im Abenteuer

Gold im Urwald

Die Entdeckung der Goldfelder im ehemaligen Deutsch-Neuguinea und der Triumph der deutschen Flugzeuge / Tatsachenbericht von Erich R. Keilpflug

IV.

Goldgräbergeschichten

Wau wird im Handumdrehen zu einer Stadt, in der es sogar elektrisches Licht gibt. Auch auf den Goldfeldern werden neue Landeplätze angelegt, so in Watut. Wau ist eine zivilisierte Stadt auch insofern, als sich hier eine Art von Börse entwickelt, an der Claims gehandelt werden, die Rechte, irgendein Terrain auf den Goldfeldern auszubeuten, das man gar nicht abgesteckt und vielleicht auch nie gesehen hat. Man kann reich werden dabei, ohne überhaupt je einen Spatenstich zu tun, denn nervös, wie die Stimmung in Golddistrikten nun mal zu sein pflegt, steigen die Preise für Claims natürlich außerordentlich rasch, sobald in der betreffenden Gegend mal wieder eine reiche Fundstelle entdeckt worden ist. Warum sollen die noch gar nicht bearbeiteten Claims nebenan dann nicht ebenso reich sein?

Ebenso schnell sind die Preise dann aber auch wieder gefallen, wenn sich das Interesse andern Gegenden zuwendet. Aber diese Tätigkeit der Spekulanten ist doch nicht so drohnenhaft, wie sie an der Oberfläche aussieht. Denn schon mancher Goldgräber, der enttäuscht und mit leerem Beutel von den Goldfeldern zurückkam, weil er nichts gefunden hatte, war froh, daß sich in Wau Leute fanden, die ihm wenigstens noch soviel für seine Claims bezahlten, daß er sich ein Billet nach Australien kaufen konnte . . .

Im allgemeinen aber ist die Stimmung optimistisch, denn immer mehr Gold wird gefunden. Damit ist aber nicht gesagt, daß nun jeder Goldgräber reich wird. Im Gegenteil. Es hat sich droben im Golddistrikt ein Sprichwort ausgebildet, das die Situation sehr gut kennzeichnet, und das lautet: „Gold favours only the few, — Gold erwählt sich nur wenige Lieblinge". Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß jemand monatelang an einem Platze grub, ohne nennenswerte Funde zu machen, ihn dann enttäuscht verließ und dem Erstbesten für ein Butterbrot verkaufte. Der Nachfolger fand dann fast beim ersten Spatenstich schon ein kleines Vermögen.

Und auch diejenigen, die das Gold sich zum Liebling erkoren hat, mögen sich vorsehen, daß seine Geister sich nicht neidisch rächen, wie an jenem Dammkoehler, dem Ersten, dessen Augen dieses Dorado sahen. Da ist die Geschichte von einem jungen Goldgräber, einem allseits beliebten Menschen. Irgendwo, in Australien vermutlich hat er eine Braut sitzen, die er sehr liebt. Um dieses Mädchen heiraten zu können, um ihr ein prächtiges Heim zu schaffen, ist er nach den Goldminen gegangen und das Schicksal belohnt auch seine selbstlosen Pläne.

Zudem ist er sparsam; er verpraßt, wenn er nach Wau zurückkommt, nicht das gewonnene Gold, wie es die meisten hier tun, deren Leben zu einem ewigen hoffnungslosen Kreislauf von schrecklichen Entbehrungen und sinnlosem Umherwerfen mit Geld wird. Er findet nicht nur sehr viel, er wird reich.

Dann ist die Zeit gekommen, da er seine Braut nachkommen lassen kann. In Neuguinea wollen sie heiraten. Er schickt ihr die Fahrkarte und fliegt ihr bis Salamaua entgegen. Als das Mädchen, voll froher Erwartungen, ankommt, ist der Bräutigam ein paar Tage vorher am Schwarzwasser-Fieber, gegen das die Aerzte noch kein Heilmittel kennen, gestorben.

Ein anderer Fall. Auch hier handelt es sich um einen Menschen, der das Leben noch vor sich hat. Nach mancherlei Wechselfällen wird er auf den Goldfeldern plötzlich unwahrscheinlich reich, so reich, daß er schon Mühe haben würde, das Geld in Wau unter die Leute zu bringen. Es macht ihm auch nichts aus, auf das Leben in den Goldfeldern zu verzichten; so geht er nach Australien, um etwas anderes anzufangen. Aber das hat ja noch Zeit. Zuerst werden wir uns mal ansehen, was die Welt dem Menschen an Schönheiten zu bieten hat. Das tut er auch, will sagen, er kauft sich ein Billet für eine Weltreise. Bis nach Indien kommt er auch; da stirbt er ganz plötzlich, ich weiß nicht, an welcher Infektion . . .

Der kritische Zeitpunkt

Im Verlauf jedes großen und glücklichen Unternehmens, aber auch jeder großen Karriere, gibt es regelmäßig einen kritischen Zeitpunkt, an dem die Wagschalen, die des Erfolges und die des Mißerfolges, plötzlich wieder gleich stehen, wo es haarscharf am Verderben vorbeigeht. Eine winzige Kleinigkeit, — und Werk wie Mann stürzen in Nacht und Verderben, statt den Weg auf die strahlenden Höhen des Erfolges fortsetzen zu können. Aber bei denen, die das Schicksal liebt, tritt dann eben dieser letzte winzige Umstand, der die Katastrophe entfesseln würde und den man schon voraussehen konnte, irgendwie nicht ein.

Für die New Guinea Gold Company ist das Jahr 1926 so ein kritischer Zeitpunkt. Sie hat sich die meisten goldhaltigen Terrains am untern Bulolo gesichert, ihren Gehalt an Gold festgestellt. Sie hat berechnen lassen, wie viel die Bagger leisten müssen, die das Erdreich abgraben und in die vom Fluß durchströmten Waschrinnen schütten sollen. Sie hat endlich gefunden, daß man für diese Bagger nicht weniger als 3000 Pferdestärken Kraft braucht, daß diese aber unschwer aus der nahen Bulolo Gorge gewonnen werden kann.

Soweit wäre alles sehr schön und gut, man könnte anfangen, aber die Mittel sind in einem Maße erschöpft, daß sie nur noch über 10 000 Mark verfügt. In diesem Moment erklärt ihr eine andere Gesellschaft, der sie eine Option auf die Ausbeutung der Bulolo Goldfelder gegeben hat, daß sie auf die Option verzichte, da die Unkosten, die die Goldgewinnung machen würden, allen Gewinn auffressen würden. Im letzten Moment gelingt es, eine neue Option an eine Gesellschaft zu verkaufen, die sich mit der Entwicklung abbauwürdiger Goldvorkommen beschäftigt, an die Placer Development Co.

Wieder vergeht viel kostbare Zeit. Dinge, die mit einem solchen Risiko verbunden sind, wollen gut überlegt sein. Wenn die New Guinea Gold diesmal wieder ein Nein bekommt, ist es wahrscheinlich aus mit ihr, vorbei auch mit jedem Versuch, das Gold droben am Bulolo mit industriellen Mitteln zu gewinnen.

Aber dann kann sie aufatmen. Die Placer Development zeigt an, daß sie die angebotene Option ausnutzen wolle. Die Ingenieure seien zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Goldgewinnung am unteren Bulolo trotz der Schwierigkeiten des Transports rentabel gestaltet werden könne.

Die Zwei-Tage-Konferenz

Kurz vor Weihnachten 1929 findet nun in Melbourne eine Konferenz statt, die durch allerlei merkwürdige Umstände sich zwei Tage ununterbrochen hingezogen haben soll.

Daß und wie man die Bulolo-Goldfelder ausbeuten will, darüber ist man sich völlig klar. Aber wie schafft man die schweren Baggermaschinen hinauf? Ueber ein Gebirge von fast 3000 Meter Höhe, über 100 Kilometer durch dichten Urwald? Das ist hier die Frage.

Vergegenwärtigen wir uns die Situation. Es gibt einen alten, schon fast verlassenen Fußpfad nach Wau hinauf, es gibt ferner den Luftverkehr der deutschen Flugzeuge. Und so leistungsfähig diese Maschinen auch sind, Bagger, die pro Jahr ungefähr 3 Millionen Kubikmeter Erdreich bewegen können und die demgemäß 2 500 000 Kilo wiegen, können sie nicht tragen. Auch in zerlegtem Zustand nicht. Die neuesten Maschinen am Platze tragen höchstens eine Nutzlast von 1000 Kilo. Und die Einzelteile der Bagger wiegen bis zu 7 Tonnen. Diese Stücke können nicht in kleinere zerlegt werden, erklären die Ingenieure.

Nun, — nichts einfacher als das. Man wird eben eine Straße oder Schmalspurbahn von der Küste nach Wau hinauf bauen, die sich dann durch Ausbeutung der Edelholzbestände in den Urwäldern schon weiter rentieren wird.

Gewiß, daran hat man natürlich längst gedacht, und die Kostenberechnungen liegen der Konferenz auch vor. Aber diese Berechnungen zeigen, daß dieser Straßenbau nicht weniger als zwei Jahre in Anspruch nehmen wird. Noch zwei Jahre lang werden dann die beteiligten Gesellschaften keinerlei Verdienste haben, sie werden nicht einmal ihre Schuldzinsen bezahlen können, geschweige denn Gewinne an die Gesellschafter.

Noch unglaublicher sind die Kosten der Straße. Man hat berechnet, daß diese für lumpige 100 Kilometer, dank dem unglaublichen Terrain Neuguineas, nicht weniger als 300 000 Sterling, das sind 6 Millionen Mark, betragen werden.

Allerdings beteiligt sich die Mandatsverwaltung daran mit einem Zuschuß von 50 000 Sterling.

Also entscheiden wir uns lieber für Flugzeuge? Aber die können ja die schwereren Baggerteile nicht tragen!

Das ganze Problem lautet mithin, in drei Worten ausgedrückt: Straße oder Lufttransport?

Und von seiner Lösung hängt jetzt alles, alles ab. Findet sich keine Lösung, so können alle Beteiligten einpacken. Endlos viel Arbeit ist dann umsonst geleistet worden, endlos viel Geld vergebens vertan. Es wird schon verständlicher, daß man zwei Tage lang ununterbrochen mit heißen Köpfen darüber diskutierte.

Das letzte Wort haben hier natürlich die Ingenieure, und sie sagen: Sicherheit zuerst! Sie weisen darauf hin, daß das Fliegen in Neuguinea, trotz scheinbarer Sicherheit, doch immer noch riskant sei. Häufig ständen drei, vier Gewitter am Horizont und die Luft sei so mit Elektrizität geladen, daß die Instrumente der Flugzeuge, insbesondere die Kompasse, beeinflußt würden und man blind fliegen müsse. Und gesetzt den Fall, daß eins von ihnen gerade auf diesem Transportflug verunglücke? In die Urwälder Neuguineas hineinstürze? Es gebe dann ja nicht die geringste Möglichkeit, das betreffende Baggerstück zu bergen. Es bliebe nichts weiter übrig, als es in Sumpf und Urwald verrosten zu lassen und unter großen Verlusten an Zeit und Geld das Stück in Europa bezw. Amerika neu zu bestellen.

Also die Ingenieure sind für die Straße.

Aber nun wird eingewendet, daß ein Flugzeug ungefähr nur ein Zehntel soviel kostet wie die Straße. Es kann in einem halben Jahr, spätestens in einem Jahr, an Ort und Stelle sein. Kleinerer Zeitverlust und kleineres Geldrisiko zwingen dazu, die Frage des Flugtransportes trotz aller Bedenken immer noch im Auge zu behalten.



Das rote Eiland in der Nordsee
Blick auf das Unterland und die Düne von Helgoland (Scherl — M.)

Die Ironie des Schicksals

Aber wo in aller Welt geeignete Flugzeuge finden?

Maschinen, die 7000 Kilo Nutzlast in die Luft heben können, sind vollkommen unwirtschaftlich, schalten also aus. Die wirtschaftlichsten Maschinen aber mit zugleich größter Tragfähigkeit sind die Junkers. Nach ihnen erst kommen, in etlichem Abstand, die englischen. „England, wo sind deine Kaufleute?" soll der Vorsitzende der Konferenz etwas schmerzlich bewegt gerufen haben.

Die Ironie des Schicksals aber, das ist die Tatsache, daß es nun „die unverwüstlichen deutschen Ganzmetall-Flugzeuge der Firma Junkers" sein werden, die die Australier kaufen müssen, um die vielen Millionen zu heben, die in dem Deutschland genommenen Teil von Neuguinea liegen.

Noch ist der Auftrag freilich nicht vergeben. Aber auf jeden Fall vermag der anwesende Vertreter von Junkers auf die G 31 hinzuweisen, die imstande ist, eine Nutzlast von 3250 Kilo, statt 1590 Kilo wie W 33, zu tragen.

3¼ Tonnen bis 7 Tonnen — diese Differenz ist nicht mehr gar so groß. Also bekommen die ebenfalls anwesenden Ingenieure der Baggerfabriken den Auftrag, nachzurechnen, ob sich die große Antriebswelle der Bagger nicht noch in kleinere Teile zerlegen ließe.

Und sie rechnen. Solche technischen Rechnungen dauern, wie man weiß, stundenlang. Man kann schon nicht mehr behaupten, daß die Zwei-Tage-Konferenz sehr lange gedauert habe. Sie war sogar verhältnismäßig kurz.

Endlich sind die Ingenieure fertig. Und das Ergebnis ist: ja, — es geht. Man wird die Welle in Stücke unter 3¼ Tonnen zerlegen.

Also nun könnte man frisch von der Leber weg die Junkers bestellen?

Ah nein, die Konferenz ist auch jetzt noch zwar äußerst entschlußfreudig, aber auch äußerst genau. Und so melden sich Zweifel, ob auch die großen Stücke in den Laderaum der Junkers Maschinen hineinpassen werden.

Die Ingenieure sehen freilich aus den Blaupausen ohne weiteres, daß es gehen wird. Aber nicht alle in dieser Versammlung sind Ingenieure. Es sind Finanzleute darunter, die wenig von Technik verstehen und die ihr gutes Geld riskieren sollen. Wer kann nachprüfen, denken sie, ob nicht die Ingenieure, hungrig nach den Aufträgen, ihnen die tollsten Märchen erzählen? Entscheidet man sich für den Flugverkehr, — das ist immer wieder zu bedenken — so verliert man die staatliche Unterstützung für den Straßenbau in Höhe von nicht weniger als einer Million.

Da kommt jemand auf eine glänzende Idee. Er läßt einen Modellschreiner kommen, der Modelle nach Blaupausen zu machen versteht, und beauftragt ihn, ein Modell des Junkers Flugzeugs und ein Modell der Antriebswelle in gleichem Maßstab der Verkleinerung anzufertigen. Wollen mal sehen: wenn die Modelle ineinander passen, müssen es die Originale ja wohl auch!

Die Direktheit und Handgreiflichkeit eines solchen Beweises berührt uns in Europa sonderbar. Man würde mit Recht bezweifeln, ob hier bei uns es jemand wagen dürfte, einer so seriösen Konferenz mit solchen Spielereien zu kommen. Aber man darf die Mentalität so junger Nationen, wie der australischen nicht außer acht lassen, die in jedem Fall der amerikanischen weit näher steht als der in unserm ernsten Europa. Vieles, was uns naiv erscheint, ist für die Leute drüben unter Umständen ein fabelhafter Schlager. Ich glaube daher sehr gern, entgegen verschiedenen Einwänden, daß die Dinge sich wirklich so abgespielt haben.

Endlich übergibt dann der Schreiner die fertigen Modellstücke. Die Maße stimmen bei beiden und nun versucht der Vorsitzende, das Modell des Baggerstücks in den Laderaum des Flugzeugs hineinzulegen. Und siehe da: es klappt. Es klappt so gut, daß jeder Zweifel schwinden muß.

Alle klatschen begeistert Beifall: sie sind plötzlich ungeheuer lebendig. Sie drängen sich heran, wie die Kinder zu einem Spielzeug, und wollen es auch mal versucht haben.

Die deutschen Maschinen haben gesiegt.

Gold, mit Flugzeugen gewonnen

Also Flugverkehr! Man zieht sofort die nötigen Konsequenzen, schnell und präzis. Einer der Konferenzteilnehmer wird sofort mit dem nächsten Dampfer nach Europa fahren, um die Verhandlungen in Dessau aufzunehmen. Und die Motoren für die Junkers ebenso wie die Bagger müssen nun ebenfalls schleunigst bestellt werden, die Aggregate für das Kraftwerk nicht zu vergessen. Dann trocknen sich alle die Stirnen, denn in Australien ist ja jetzt Mittsommer, und packen eilig die Koffer, um noch am Weihnachtsabend bei den ihren zu sein.

Ein Jahr später kommt die erste der bestellten Junkersmaschinen in Neuguinea an, wenige Tage später die ersten Teile des Baggers. Am untern Bulolo wird inzwischen ein Landeplatz vorbereitet.

Dann, im November 1931, ist endlich der Tag gekommen, an dem das große Stück der Antriebswelle von der Küste nach Bulolo befördert werden soll. Das Einladen geht ebenso glatt vonstatten wie der Transport; so reibungslos, daß man schon gar nicht mehr begreift, wie viel Arbeit und Geld und Kämpfe nötig waren, damit es soweit kam. Und einige Monate später sind die Bagger montiert, das Kraftwerk ebenso und der Gouverneur setzt persönlich durch einen Druck auf einen Kontakt den Bagger Nr. 1 in Bewegung.

Hinter den Gebirgen und Urwäldern Neuguineas, durch die einst die ersten Goldsucher unter unsäglichen Mühen und unter Einsatz ihres Lebens zogen, arbeiten heute, von deutschen Flugmaschinen hinübergetragen bis zur letzten Niete, die Bagger, heben Million auf Million des so begehrten gelben Metalls aus der Erde.

— Ende —

Ein

ROMAN V

3

„Wiederholung ei
Gleicher Trieb i
Blutes waren?
„Du könntest es
Nein, zum Teuf
dern! Buck Dym
ihn . . . schritt kaltl
er sich weigerte . . .
Zwanzig Millio
Buck Dymon
Dollar einstecken.
Walkers würde . .
. . . würde tot
ter der Schulden
kunstvoll unter A
vor der Oeffentlic
Geschah, was
geschah auf jeden
Seine zitternde
sammen
Das Mädel w
würde es ander
wenig, wie es
jenes Verspreche
es genüge zu
mehr in die Han
tanische Macht
Eid und Verspre
tust das nicht"
es gleichbedeute
was sie forderte
Er schob den
Wohin war
Freundinnen. E
anrufen, fragen
man fragte, wes
was sollte er a
Sein Blick fi
an der Längsw
Dort in dem
Schmuck auf. S
Werte, Erbstück
Er zog das
den Schmuck n
von mindestens
Mit einem
Dachte im
Entdeckung ma
tritt, den er vo
hatte. Er hatte
weil er dringe
Fach förmlich
ihn . . . ja, sie
gehört nicht di
tum . . . und
du nicht!"
Er war kur
lich geschämt h
wieder die Re
war ihm gelu
sinnig hohe Z
zunehmen, mi
Schuld vom
Nun hatte
Er ging m
ten zu dem S
Kleider, Män
stapel.
Aber er er
Zwei, drei
Das hieß
Seine Zähn
aufeinander.
Das hieß:
mehr zurückz
Die Schrar
Sidney W
Schloß es ab
Kehrte ins
Er rührte
Vor ihm lo
In ihm wa
Buck Dym
Ja, Buck
kümmerte sic
verließen. Er
höchstens übe
zurücksandte
terließ.
Sidney W
Es war Z
Buck Dym
die er sich a
Sidney W

Das also
War New
Die „Eur
nette und F
ein. Ein G
Dampfern,
Dröhnen, T
Robbins-
Und dann
in hocherho
Fanal einer
den Fuß an
blieb.
Und dahi
Gen Him
dreißig, fü
bannend, d
sches Bild

Ein Mann, zwei Mädels und viel Geld

(Nachdruck verboten)

ROMAN VON HANS HEUER

3

Wiederholung einer Tragödie?

Gleicher Trieb in beiden, weil sie gleichen Blutes waren?

„Du könntest es verhindern ...“ schrieb sie da.

Nein, zum Teufel! Er konnte es nicht verhindern! Buck Dymon handelte, ob mit, ob ohne ihn ... schritt kaltlächelnd über ihn hinweg, wenn er sich weigerte ...

Zwanzig Millionen Dollar!

Buck Dymon würde die zwanzig Millionen Dollar einstecken. Und der Rechtsanwalt Sidney Walkers würde ....

... würde tot sein oder zusammenbrechen unter der Schuldenlast, die er sowieso nur noch kunstvoll unter Aufbietung aller möglichen Kniffe vor der Oeffentlichkeit verbarg.

Geschah, was Buck Dymon plante ... und es geschah auf jeden Fall ... warum sollte er nicht ..

Seine zitternden Hände knüllten den Brief zusammen

Das Mädel wußte nicht, was es tat, sonst würde es anders handeln. Wußte es ebenso wenig, wie es die Mutter wußte, als sie ihm jenes Versprechen abnahm. Die Mutter glaubte, es genüge zu sagen: „Ich nehme keine Karte mehr in die Hand!“ — und kannte nicht die satanische Macht des Spiels, die stärker war als Eid und Versprechen. Die Tochter verlangte: „Du tust das nicht“ — und fragte nicht danach, ob es gleichbedeutend war mit einem Todesurteil, was sie forderte.

Er schob den Brief in die Tasche.

Wohin war sie gegangen? Sie hatte einige Freundinnen. Er könnte bei diesen Freundinnen anrufen, fragen, ob sie da sei, aber ... wenn man fragte, weshalb sie ihn verlassen habe ... was sollte er antworten?

Sein Blick fiel auf den zierlichen Schreibtisch an der Längswand.

Dort in dem linken Fach bewahrte sie ihren Schmuck auf, Schmuck von nicht unbeträchtlichem Werte, Erbstücke der Mutter.

Er zog das Fach auf. Es war leer. Sie hatte den Schmuck mitgenommen. Schmuck im Werte von mindestens dreißigtausend Dollar!

Mit einem Ruck schloß er das Fach.

Dachte im gleichen Moment, in dem er die Entdeckung machte, an jenen furchtbaren Auftritt, den er vor gar nicht langer Zeit mit Elinor hatte. Er hatte den Schmuck verpfänden wollen, weil er dringend Geld brauchte. Sie hatte das Fach förmlich mit ihrem Leibe gedeckt und hatte ihn ... ja, sie ihn den Vater! angeschrien: „Das gehört nicht dir, Vater! Das war Mutters Eigentum ... und jetzt habe ich es! Das bekommst du nicht!“

Er war kurzum gegangen, weil er sich plötzlich geschämt hatte vor ihr. Und dann war nicht wieder die Rede von dem Schmuck gewesen. Es war ihm gelungen, noch einmal gegen wahnsinnig hohe Zinsen einen größeren Betrag aufzunehmen, mit dem er sich eine sehr dringende Schuld vom Halse schaffte.

Nun hatte sie den Schmuck mitgenommen.

Er ging mit merkwürdig langsamen Schritten zu dem Schrank und öffnete ihn. Da hingen Kleider, Mäntel ... dort links lagen Wäschestapel.

Aber er erkannte sofort, es fehlte etwas.

Zwei, drei Kleider waren fort.

Das hieß also ...

Seine Zähne knirschten, so fest preßte er sie aufeinander.

Das hieß: Sie hatte ihn verlassen, um nicht mehr zurückzukehren?

Die Schranktür klappte zu.

Sidney Walkers verließ Elinors Zimmer. Schloß es ab und nahm den Schlüssel an sich.

Kehrte ins Speisezimmer zurück, setzte sich.

Er rührte nichts an. Der Tee wurde kalt.

Vor ihm lag ein Häufchen zerbröckelten Brotes.

In ihm war ein ruhloses Suchen und Grübeln.

Buck Dymon ...

Ja, Buck Dymon machte ganze Arbeit. Er kümmerte sich nicht um Töchter, die ihre Väter verließen. Er ging über Leichen ... und lachte höchstens über den, der einen sentimentalen Blick zurücksandte auf das Trümmerfeld, das er hinterließ.

Sidney Walkers fuhr zusammen.

Es war Zeit, zu Buck Dymon zu gehen.

Buck Dymon wartete nicht. Er pfiff ... und die er sich ausgewählt, hatten zu kommen!

Sidney Walkers erhob sich müde.

5.

Das also war Amerika!

War Newyork!

Die „Europa“ steuerte zwischen Fort Lafayette und Fort Wadsworth in die Newyork-Bai ein. Ein Gewimmel von großen und kleinen Dampfern, Booten, Barkassen umgab sie. Heulen, Dröhnen, Tuten, Lärm von allen Seiten.

Robbins-Reef-Light glitt vorüber ...

Und dann dort die gewaltige Freiheitsstatue, in hocherhobener Hand die Fackel, leuchtendes Fanal einer Verheißung, die — wenn man erst den Fuß an Land gesetzt hatte — ohne Erfüllung blieb.

Und dahinter das Häusermeer von Newyork! Gen Himmel ragende Gebäuderiesen. Zwanzig, dreißig, fünfzig, sechzig Stockwerke, den Blick bannend, der sie zum ersten Male sah. Gigantisches Bild des Volkes, das sich einbildete, jeden Himmel stürmen zu können, und doch auch immer nur an der Erde kleben blieb.

Polizeischiffe. Zollkutter.

Auf Deck drängten sich die Passagiere. Aufgeregt, fast ängstlich, die zum ersten Male den Weg machten ... mit stoischer Gleichmütigkeit die Abwicklung der Landungsvorschriften abwartend, die andern, die den Rummel schon kannten und wußten, daß Nervosität eher hemmend als beschleunigend wirkte.

Helmut Hartmann riß sich los von dem imposanten Eindruck, den der Hintergrund auf ihn machte. Neben ihm stand schon sein Koffer, einziges Gepäckstück, das er mit auf die Reise nahm.

Er erinnerte sich des Funkspruchs, den er sechs Stunden vor Newyork erhielt:

„Werden im Hafen Newyork erwartet. Charles White nimmt Sie in Empfang. Sorgt für alles. Kennzeichen: Braune Chauffeuruniform. Steht links der Gangway. Führt Sie.“

Nichts von dem Zustand, in dem sein Onkel sich befand. Es schien also in der Zwischenzeit keine Verschlechterung eingetreten zu sein.

Die Zoll- und Paßrevision war erledigt.

Die Passagiere durften an Land.

Mit den übrigen schob sich Helmut Hartmann über die Gangway, hinein in das Gebrodel der Menschenmasse, die den Kai umlagerte. Der Lärm der Menge bohrte sich dröhnend in die schmerzenden Ohren.

Helmut Hartmann sah Tonfilmwagen, sah Männer, auf einem bestimmten Platz zusammengedrängt.

Er mußte lächeln.

Tonfilm, Presse, Menschenmenge — das galt jenem Filmstar, den man während der ganzen Fahrt nicht zu Gesicht bekam. Erst hieß es, er sei seekrank. Dann: Er lasse sich nicht sehen, weil er seine Ruhe haben wolle.

Und jetzt donnerten Rufe auf, die Menge preßte sich zusammen zu einer kochenden, undurchdringlichen Masse ... Brüllen, Toben, Schreien ...

Der Filmstar war aufgetaucht.

Helmut Hartmann suchte den Mann in brauner Chauffeuruniform, der links der Gangway stehen sollte.

Der Privatsekretär seines Onkels hatte wohl nicht daran gedacht, daß sie in ein Meer wildgewordener Amerikaner geraten würden, die einen Filmstar begrüßten, von dem nichts weiter zu sehen war als eine Nasenspitze, aus hochgeschlagenem Mantelkragen hervorragend. Die Nasenspitze sollte der interessantesten Frau der Welt gehören ... möglich. Helmut Hartmann hatte es noch nie erlebt, daß eine kleine, weiße Nasenspitze mit so orkanwütigem Enthusiasmus begrüßt wurde.

Er spähte krampfhaft nach links.

Eine Stockung war wieder eingetreten.

Der Filmstar da vorn mußte den Mantelkragen zurückschlagen. Die Masse forderte es, Die Masse und die Tonfilmoperateure. Zwei Faktoren, gegen die es keinen Widerstand gab.

In diesem Augenblick sah Helmut Hartmann eine braune Uniform. Die umspannte einen dicken Mann mit rundem, gemütlichem Gesicht und kleinen Luchsaugen, die flink nach links und rechts wanderten.

Helmut stemmte sich gegen die nach vorn drängende Masse an und stand dicht vor dem Mann in der braunen Chauffeuruniform.

„Mister Charles White?“ fragte er.

„Yes!“ grinste der Chauffeur. „Mister Hartmann?“

Helmut nickte.

Der Chauffeur streckte ihm ungeniert seine riesige Hand entgegen.

„Verdammtes Gedränge heute hier!“ lachte er. „Habe schon befürchtet, könnte Sie nicht finden. Wenn so ein Weibsbild ankommt, das ein bißchen auf der Leinwand herumstolziert, sind die Menschen verrückt! Ist doch auch bloß ein Mensch mit zwei Beinen!“

Er hatte sich des Koffers, den Helmut Hartmann trug, bemächtigt, und arbeitete sich mit tüchtigen Ellenbogenstößen durch die gaffende, schreiende Menge.

Sie gewannen Luft.

Vor einem Auto, das nicht mehr ganz modern und nicht mehr ganz neu wirkte, blieb er pustend stehen.

„Sind Sie ein Angestellter meines Onkels?“ fragte Helmut Charles White.

Der sah ihn eine Sekunde lang verdutzt an.

„Ich? Ja, natürlich ... bin ich!“ lachte er dann breit, behaglich. „Soll Sie hinbringen, Mister Hartmann. Bevor wir aber losfahren, muß ich Sie bitten, mit mir in meine Wohnung, nach Hause zu kommen. Muß noch ein bißchen equipieren, verstehen Sie, nicht? Wollen Sie einsteigen?“

Er öffnete den Schlag.

„Ich nehme neben Ihnen Platz!“ sagte Helmut.

Charles White nickte.

Es dauerte eine Weile, bis White sein Fahrzeug abfahrtsbereit hatte. Der Motor sprang nicht sofort an. White mußte wieder herausklettern, die Haube heben und an einigen Ventilen herumfingern.

Dann ging es mit etwas viel Lärm und Knattern.

„East 14. Street wohne ich! Keine besondere Gegend, Mister.“

„Wohnen Sie nicht in Chikago?“

„In Chikago? Was soll ich in Chikago?“ Dann schien ihm etwas einzufallen. „In Newyork ist's auch sehr schön ... Ihr Onkel hat hier auch Angestellte!“

„Wie geht es meinem Onkel? Hat sich sein Zustand gebessert?“

„Gebessert nicht!“ brummte Charles White und tat so, als habe er ungeheuer viel mit seinem Wagen zu tun. „Geht ihm so lala! Wartet, daß Sie kommen!“

„Wir fahren doch heute noch hin?“

„Natürlich, Mister Hartmann, natürlich heute noch! Dauert nicht lange zu Hause bei mir, bin bald fertig.“

„Wie lange fährt man nach Chikago?“

„Sechszehn Stunden!“

Dann kam eine Kreuzung, an der Charles White aufpassen mußte. Helmut Hartmann störte ihn nicht. Er warf einen Blick auf die Straße. Das Bild fesselte ihn.

Da wuchsen Häuser links und rechts auf, die kein Ende zu nehmen schienen. Fenster neben Fenster, Fenster über Fenster, ins Endlose hinein.

Und vor ihnen, neben ihnen, hinter ihnen Autos, Autos, Autos. Eine ununterbrochene Kette.

Auf den Gehsteigen Menschen.

Die Menschen sahen nicht viel anders aus als in Berlin.

Dann kamen sie in eine stillere Gegend. Da standen keine Wolkenkratzer mehr, keine Giganten aus Stein und Eisen, die den Ehrgeiz hatten, den Wolken Guten Tag zu sagen.

Nach zwanzig Minuten Fahrt hielt Charles White vor einem Hause, das ebensogut im Norden oder Osten Berlins stehen könnte. Eine graue, schmutzige, sechsstöckige Hauswand mit einem Haufen lärmender Kinder davor.

„Dürfen sich nicht umschauen, Mister Hartmann,“ entschuldigte sich Charles White. „Kann mir nichts Besseres leisten. Ist nicht repräsentabel, die Gegend ... der Broadway ist für die Ausländer bestimmt.“

Helmut Hartmann lächelte.

„Es kann nicht jeder in der Park-Avenue wohnen, Mister White!“

„Wohnen auch manche nicht mehr da, die vor einem Jahr noch da wohnten!“ meinte Charles White und stieg mit seinem Gast die Treppe hinauf ... „Ist ein Vorteil hier ... wohne zehn Jahre in dem Hause und werde hier noch zehn Jahre wohnen. Kann nichts verlieren, weil ich nichts habe!“

Er machte vor einer Tür halt und öffnete sie. Ließ Helmut Hartmann eintreten.

Eine andere Tür öffnete sich, die Küchenduft in den dunklen, engen Korridor strömen ließ. Helmut erkannte die Umrisse einer Frauengestalt.

Licht flammte auf.

Nun sah Helmut eine kleine, ziemlich umfangreiche Frau mit einem unglaublich gutmütigen Gesicht, das ihn jetzt verlegen anlächelte.

„Freut mich, Mister Hartmann, freut mich, Sie kennenzulernen!“ dienerte sie unbeholfen und wußte scheinbar nicht, ob sie es wagen sollte, ihm die Hand zu reichen.

Als es Helmut tat, wischte sie die ihre erst umständlich und eifrig an der Küchenschürze ab.

„Meine Frau!“ sagte Charles White. „Nelly, laß Mister Hartmann nähertreten!“

Die kleine, dicke Frau stürzte auf die nächste Tür zu und stieß sie auf.

Charles White folgte ihm. Blieb auf der Schwelle stehen.

„Wenn Sie sich etwas gedulden wollen, Mister Hartmann ... bin gleich fertig!“

Helmut nickte. Und dann war er allein. Sah sich um.

Einfach und gemütlich war das Zimmer eingerichtet. Und war blitzsauber.

An den Wänden ein paar Drucke. Einer davon besonders groß: Washington, in großartiger Pose, den einen Fuß auf einem Kanonenrohr, in der Rechten eine zerfetzte Fahne schwingend. Darunter stand in phantasievoll verschnörkelten, schwer entzifferbaren Buchstaben: „Die Geburtsstunde der Freiheit“.

Helmut legte den Hut auf den Tisch.

Und wollte sich gerade setzen, als die Tür plötzlich mit einem Ruck geöffnet wurde.

Er wandte sich um und sah erstaunt auf das junge Mädchen, das eingetreten war und die Tür rasch hinter sich geschlossen hatte.

Eine schlanke, wundervoll gewachsene Gestalt in grauem Mantel. Ein merkwürdig bleiches Gesicht mit fast schwarzen Augen und dunklem Haar. Die roten Lippen brannten einem flammenden Mal gleich, kraß sich abhebend von der weißen Haut.

Sie sah ihn starr und schweigend an, als suche sie irgend etwas an ihm. Bis die Starre des Blicks einem unruhigen Aufflackern wich.

Und als sie jetzt langsam sich ihm näherte, erkannte er die ungeheure Erregung, die sie vergebens zu verbergen sich bemühte und die doch aus dem Zucken der Mundwinkel und dem Glanz der dunklen Augen hervorbrach.

Das Gesicht war schön in seiner Blässe, das Haar gab ihm einen wirkungsvollen Rahmen.

Aber das Mädchen gehörte doch sicher nicht zu dem biederen, einfachen Chauffeurehepaar.

„Sie sind Helmut Hartmann?“ fragte sie ihn endlich in deutscher Sprache, die aus ihrem Munde von eigenartigem Reiz war.

„Ja! Und ...“

Sie ließ ihn nicht ausreden.

Sie wollen zu Ihrem kranken Onkel in Chikago!“ fuhr sie hastig fort.

„Er hat mir ...“

„Ich weiß. Er hat Sie gerufen. Aber Sie können nicht zu ihm!“

„Ich kann nicht zu ihm? Wie soll ich das verstehen?“ fragte er erstaunt.

„Ich habe Sie vom Hafen abholen lassen. Der Funkspruch, den Sie an Bord erhielten, war von mir. Sie dürfen nicht nach Chikago, Herr Hartmann!“

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein, ich wüßte nicht ...“

„Ihr Leben ist in Gefahr!“ stieß sie hervor. „In dem Augenblick, in dem Sie Chikago betreten, sollen Sie getötet werden!“

„Mich kennt in Chikago kein Mensch, selbst mein Onkel ...“

„Man kennt Sie, man erwartet Sie! Haben Sie einmal etwas von Buck Dymon gehört?“

Helmut Hartmann sah Elinor Walkers verständnislos an.

„Nein!“

„Buck Dymon ist der Führer einer gefürchteten Verbrecherbande in Chikago! Er gehört zu denen, die nicht zu fassen sind. Auf Sie hat er es abgesehen ...“

Helmut Hartmann lächelte.

„Hm ... mir kommt das ein wenig eigentümlich vor. Die Sache riecht nach einem schlechten Kriminalschmöker. Vor einiger Zeit las ich einmal, daß die Macht des Verbrechertums in Chikago gebrochen sei, seitdem der Bürgermeister Czermak ...“

„Czermak hat es gewagt, gegen die Banden vorzugehen und büßte den Leichtsinn mit dem Tode!“ unterbrach sie ihn erregt. „Es gibt keinen Widerstand gegen Buck Dymon ... wer sich ihm entgegenstellt, ist verloren! Ich habe Sie durch White am Hafen in Empfang nehmen lassen, weil ich Sie retten will“

Ihre beinahe beschwörend leuchtenden Augen ließen ihn nicht los.

„Was will denn dieser allmächtige Buck Dymon von mir?“

„Ihr Onkel liegt ... liegt im Sterben. Ist in dieser Stunde vielleicht schon tot. Er hinterläßt ein riesiges Vermögen, dessen einziger Erbe Sie sind. Buck Dymon will dieses Vermögen an sich bringen. Sie sollen verschwinden, damit ein anderer Ihre Rolle spielen kann!“

Helmut Hartmanns Finger glitten über die Krempe des auf dem Tisch liegenden Hutes.

„Nette Zustände sind das hier! Und ...“ — er hob den Blick und sah sie fest an — „... woher wissen Sie das alles, mein Fräulein ... und was veranlaßt Sie, sich meiner in dieser Weise anzunehmen?“

„Ich ... ich ...“ Sie stockte, stotterte, wußte scheinbar nicht, wie sie ihr Eingreifen erklären sollte. „Ich habe es durch Zufall erfahren und bin Ihnen entgegengefahren nach Newyork, um zu verhindern, daß ... daß ein Verbrechen geschieht!“

Er sah sie noch einen Augenblick an, dann streckte er ihr die Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen für die Warnung!“ sagte er. „Aber Sie verstehen, daß ich nun erst recht nach Chikago muß, um den Schwindel, der dort geplant ist, zu hintertreiben! Hoffentlich lebt mein Onkel noch ...“

Sie griff nach seinem Arm.

„Sie dürfen nicht, Sie müssen hier bleiben, bis die Gefahr vorüber ist! Sie werden nie bis zu Ihrem Onkel kommen! Die Gangster warten auf Sie ...“

„Es gibt doch in Amerika sicher noch eine Polizei, die mir ihren Schutz nicht versagen wird!“

„Haben Sie denn nicht gehört? Buck Dymon ist Ihr Gegner! So lange nichts geschehen ist, kann die Polizei nicht eingreifen ...“

Er schien ein paar Sekunden lang zu überlegen.

„Darf ich fragen, wer Sie sind, mein Fräulein?“

„Nein!“ antwortete sie nach kurzem Zögern. „Wer ich bin, ist ganz gleich. Ich habe Sie gewarnt, ich will nicht, daß Sie blindlings in eine Gefahr laufen, die mit Ihrem Tode endet ...“

Er lächelte wieder.

„So schnell schießen die Preußen nicht!“

„Aber die Gangster von Chikago!“ sagte sie ernst.

„Und was soll ich Ihrer Meinung nach tun?“

„Hier in diesem Hause bleiben. Vorläufig wenigstens. Hier sind Sie sicher, hier sucht Sie niemand ...“

„Sie verlangen da ein wenig viel. Sie lassen mich am Hafen abholen, hierherbringen, kommen herein, erzählen mir eine unglaubliche Geschichte, wollen mir nicht sagen, wer Sie sind ... also, wenn man aus Deutschland kommt, erscheint einem das alles ein bißchen ...“

„Es ist wahr! Wort für Wort wahr!“

(Fortsetzung folgt.)

Frauenwelt und Heim

Von Sonnenbädern, Sonnenbrand und Hitzschlag

Der Kopf soll im Schatten liegen — Gefährliche Luftfeuchtigkeit — Erste Hilfe

Die Zeit der Sonnenbäder kommt und es gilt, daran zu denken, daß auch ein Sonnenbad seine „Schattenseiten" haben kann, wenigstens wenn wir unvernünftig sind. Gewiß wird immer wieder davon geredet, wie man sich bei einem Sonnenbade zu verhalten hat, daß aber all die guten Lehren wenig fruchten, beweist die Tatsache, daß in jedem Jahr Tausende von Menschen ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen müssen, weil die Sonnenbestrahlung ihnen mehr oder minder ernste Schäden zugefügt hat. Besonders an der See kommen recht schwere Fälle von Sonnenbrand vor, — das liegt daran, daß die wenigsten sich klar machen, daß die Sonne eine umso stärkere Wirkung hat, je größer der Salzgehalt der Luft ist. Außerdem glauben manche, daß bei Wind die Sonnenwirkung weniger stark sei, was auf einem Irrtum beruht, denn Wind vermag die Kraft der Sonnenstrahlen nicht zu mindern.

Als erste Regel sollte man sich selbst und jedem, der Sonnenbäder nehmen möchte, einschärfen, daß das erste Sonnenbad des Jahres keinesfalls länger als fünf Minuten währen darf. Dann kann man die Dauer mit jedem Tag etwas verlängern, da der Körper sich an die Besonnung gewöhnt. Aber allzu lange soll man auch später ein Sonnenbad nicht ausdehnen, da eine lange Bestrahlung auf jeden Fall schädlich ist.

Um die Wirkungen der Sonne auf die Haut zu mildern, soll man stets die Körperstellen, die man der Sonne aussetzt, mit einem guten Hautöl einreiben.

Eigentlich sollten alle Sonnebadenden ihren Kopf niemals direkt der Sonne aussetzen, sondern immer dafür sorgen, daß er sich im Schatten befindet, denn es kann sonst vorkommen, daß die Sonnenstrahlen durch die Hirnschale bis auf die Gehirnhaut vordringen und hier eine kräftige Reizung erzeugen. Diese Reizung wirkt sich verschieden aus. Die gelindeste Folge ist, daß man sehr heftige Kopfschmerzen bekommt; es kann aber auch sein, daß man von einer starken Unruhe befallen wird und daß die Muskeln zu zucken beginnen. In schwereren Fällen tritt eine Art Schwindel ein, der bis zu Bewußtlosigkeit und zu Muskelkrämpfen führt; in den allerschwersten Fällen dieses sogenannten Hitzschlags tritt infolge Herzlähmung der Tod ein. Ein Sonnenbad ist also keineswegs als ein unschädliches Vergnügen eines Sommertags anzusehen, sondern der Mensch sollte sich genau nach den Erfahrungslehren richten.

Uebrigens kann ein Hitzschlag auch dann eintreten, wenn nicht von einer direkten Sonnenbestrahlung die Rede ist. Dann handelt es sich um eine Ueberhitzung des Körpers, die sowohl in einem geheizten Raum eintreten kann, wie auch an einem heißen Sommertage im Freien. Wir müssen uns klarmachen, daß für gewöhnlich die Körpertemperatur durch Verdunstung auf einer bestimmten Höhe gehalten wird. Ist aber die Luft sehr mit Feuchtigkeit gesättigt, so wird die Verdunstung erschwert und der Körper kann sich von dem Hitze-Ueberschuß nicht befreien. Das gleiche tritt ein, wenn man solche Verdunstung durch allzu dicke Kleidung hindert. Auch durch überreichliche Nahrungszufuhr kann ein Hitzschlag herbeigeführt werden; es ist daher anzuraten, daß man an heißen Sommertagen nur leichte Speisen zu sich nimmt. Wenn man bei Hitze einen Widerwillen gegen fette und schwere Kost hat, so ist er durchaus in den körperlichen Bedingtheiten begründet. Auch in größeren Menschenansammlungen kann sich eine solche Hitze entwickeln, daß der Einzelne diese Temperatursteigerung nicht zu ertragen vermag. Die Haut pflegt sehr heiß zu werden, ebenso rötet sich das Gesicht, die Zunge wird trocken, der Pulsschlag beschleunigt. Man beginnt starken Durst zu empfinden, dann stellt sich Schwindel und Mattigkeit ein. Oft sinkt der Leidende bewußtlos zu Boden. Wenn ihm nicht rasche Hilfe gebracht wird, ist es meist zu spät.

Man soll den vom Hitzschlag Betroffenen an einen möglichst kühlen Ort legen, und zwar so, daß man den Rücken stützt und den Kopf hoch legt. Alle hindernden Kleidungsstücke müssen entfernt werden, dann übergießt man den Kranken reichlich mit kaltem Wasser, auch müssen Kopf und Brust mit kaltem Wasser gekühlt werden. Wenn der Erkrankte schlucken kann, soll man ihm kaltes Wasser zu trinken geben. Sollte das Atmen Schwierigkeiten machen, so muß künstliche Atmung eingeleitet werden.

Marlene Burckhardt.



Das kleine Tippfräulein — Hase — M.)

Der elektr. Schalter ist kein Kleiderhaken

Und eine Staubsauger-Anschlußschnur taugt nicht als Wäscheleine — Allerlei Unarten und Leichtsinn — Freventliches Spiel mit der Gefahr

Wegen ihrer Bequemlichkeit und Gefahrlosigkeit hat die Elektrizität leichten Eingang in die Haushaltungen gefunden. Aber diese Vorzüge haben mitunter auch zu einer leichtfertigen Handhabung elektrischer Geräte und Anlagen geführt. Dadurch entstehen leicht Unfälle, die dann vom Verbraucher nur zu gern auf die Elektrizität geschoben werden, während er selbst Schuld daran trägt. Es haben sich im Laufe der Zeit eine Reihe „elektrischer Unarten" entwickelt, deren Bekämpfung ziemlich erfolglos zu sein scheint.

Ist es doch so bequem, beim Umkleiden das Kleid oder schlimmer noch den schweren Anzug an den Lichtschalter neben der Tür anzuhängen, bloß weil man sich ein paar Schritte sparen möchte. Was Wunder, daß der Schalter nach einiger Zeit locker wird oder zerbricht, woran natürlich die Herstellerfabrik oder der Installateur schuld ist. Sind derartige Schäden eingetreten, dauert es oft lange, bis die Erneuerung des Schalters erfolgt. Manche Hausfrau „gewöhnt" sich sogar an das gelegentliche Kribbeln, wenn sie bei der Suche nach dem Schalter im Dunkeln einmal den blanken Leitungsteilen zu nahe kommt. Solche Nachlässigkeiten sind Leichtsinn, denn beim Zusammentreffen unglücklicher Zufälle kann die Berührung der Leitung zu Gesundheitsschädigungen oder gar zum Tode führen.

Würden die Installateure einmal eine kleine Inspektionsreise durch die Haushaltungen machen, so würden sie vor allem auch viele schadhafte Leitungsschnüre finden. Die für das Bügeleisen bestimmten sind im unteren Teil gern brüchig, weil der Gummiisolierung die nahe Hitze des Eisens nicht behagt. Sie wird brüchig und Teile der Drähte liegen blank. Der Bruch der Isolierung wird auch durch zu scharfes Zusammenwickeln der Schnüre begünstigt. Ferner stellt sich oft genug heraus, daß die Kupplungsteile an den Enden der Schnüre zerbrochen sind und weder Schutz gegen Berührung durch die Hand noch gegen den Erdboden bieten. Hier sollte man auch etwas vorsichtiger sein und den möglichen Unfall durch Instandsetzung verhüten. Unglaublich leichtsinnig aber ist es, wenn Hausfrauen ihre „schöne, lange" Staubsauger-Anschlußschnur gelegentlich als Wäscheleine benutzen.

Die Staubsaugerschnur wird auch sonst gern dadurch überbeansprucht, daß man an ihr den Staubsauger beim Arbeiten hinterher zieht. Ist der Draht dann gebrochen, sucht der Benutzer die Schuld überall, nur nicht bei sich. Auch kann sich manche Hausfrau nicht daran gewöhnen, ihren Staubsauger nach jeder Benutzung zu reinigen. Ihren Kochtopf wird sie niemals ungesäubert fortstellen, warum tut sie es mit dem Staubsauger? Weil man ihre Nachlässigkeit von außen nicht sieht und weil der Staubsauger trotzdem seine Schuldigkeit tut, — bis er in den Streik tritt. Versagt er aber erst einmal wegen Verschmutzung, wird meist auch eine Reparatur notwendig. Diese hätte sich die Benutzerin erspart, wenn sie das Gerät gepflegt hätte, wie es ihm zukommt.

Das Versagen von Heizkissen hat oft darin seine Ursache, daß die Heizdrähte in seinem Innern durch scharfes Knicken gebrochen sind. Wer nicht weiß, daß er im Schlaf ruhig liegt, soll das Heizkissen vor dem Einschlafen beiseite legen. Wird es dazu benutzt, um feuchte Umschläge zu erwärmen, darf ein wasserabweisender Ueberzug aus Billeroth oder ähnlichen Stoffen nicht fehlen. Kinder lasse man auf keinen Fall beim Gebrauch von Heizkissen ohne Aufsicht.

Zu den häufigsten Unfällen, die bei der Benutzung elektrischer Energie im Hause entstehen, gehört der durch fahrlässig behandelte Bügeleisen entstandene Zimmerbrand. Der einzige zuverlässige Schutz hiergegen ist die Gewohnheit, niemals vom Bügelbrett ohne Lösung des Steckers aus der Anschlußdose fortzugehen. Da aber die Bügelbretter heute fast ausnahmslos mit einem brandsicheren Abstellplatz für die Eisen ausgestattet sind, kann man sich auch schon einmal hierauf verlassen. Wer allerdings sein Eisen auf dem Wäschestück stehen läßt und „bloß" nach der Milch sieht, und sich dann über das versenkte Wäschestück wundert, dem ist nicht zu helfen.

Kann man in den meisten Fällen damit rechnen, daß die hier aufgeführten kleinen elektrischen Sünden harmlos ausgehen, so wächst die Gefahr bei der Benutzung von Heißluftduschen in der Badewanne außerordentlich. Die Vorschrift, daß im Baderaum keine Steckdosen angebracht werden dürfen, deutet auf die Gefährlichkeit eines derartigen Leichtsinns hin. Der in der Badewanne Sitzende stellt die beste „Erdung" für den elektrischen Strom dar. Kommt er daher an irgend einen spannungführenden Teil der Luftdusche, so erfolgt ein Stromdurchgang durch seinen Körper, der nur zu leicht den schnellen Tod herbeiführen kann. Daß trotz des Mangels einer Steckdose im Badezimmer immer wieder derartige Unfälle eintreten, deutet auf den Leichtsinn hin, mit dem die Benutzer ihre elektrischen Geräte behandeln. Oder auf die Unkenntnis der Geräte. Um Letzterem abzuhelfen, müssen Presse und Schule, Rundfunk und Ausstellungen sich immer wieder die Unterrichtung weitester Volkskreise zur Aufgabe machen. Denn wer Technik benutzt, ist auch verpflichtet, sich um ihr Wesen zu kümmern. Darum: lernt Elektrisches!

Anneliese Bölsche

Unsere Augen und ihre Pflege

Das tägliche Bad nicht vergessen! — Vorsicht beim Lesen! — Die Sonnenbrille

Erst wenn wir Menschen begegnen, die ihr Augenlicht verloren oder deren Sehkraft so geschwächt ist, daß sie schwer darunter zu leiden haben, begreifen wir, was unsere Augen für uns, unser Wohlbefinden und unser Glück bedeuten. Abgesehen davon sind die Augen sicherlich die größte Schönheit eines Gesichts. Wir finden so oft, daß auch ein unschönes Gesicht durch schöne, klare und ausdrucksvolle Augen einen ungemeinen Reiz bekommen kann. Deshalb kann niemand etwas Gescheiteres tun, als beizeiten seine Augen als das behandeln, was sie in Wirklichkeit sind: als sein wertvollstes und unersetzlichstes Besitztum!

Wie die Augen selbst, so ist auch die Partie um die Augen herum von entscheidendem Einfluß auf das allgemeine Aussehen. Augen, die nicht zweckmäßig behandelt werden, rächen sich dadurch, daß sich schon in jungen Jahren Fältchen und Runzeln in ihrer Umgebung bilden, daß die Lider schlaff werden und sich Säcke unter den Augen bilden. Das alles sind die größten Zerstörer der Schönheit, die man sich überhaupt vorstellen kann.

Sehr wesentlich ist, daß man den Augen ein tägliches Bad in einer dünnen Borwasser- oder Kamillenlösung zuteil werden läßt. Man füllt ein Augenglas zur Hälfte mit der Lösung und badet die Augen gründlich darin, indem man sie nach oben und unten und nach den Seiten kräftig bewegt. Dadurch werden die Augen nicht nur von Staub gereinigt, sondern bekommen auch die Gymnastik, die ihnen gut tut. Die Augen fühlen sich hinterher erfrischt und klar. Man nimmt diese Augenbäder am besten abends vor dem Schlafengehen, um den Staub des Tages zu entfernen.

Beim Arbeiten soll man immer darauf achten, daß man ausreichendes Licht hat. Nichts schadet den Augen so sehr wie unzureichende Beleuchtung. Andererseits soll man auch nicht in grellem Sonnenlicht oder anderem blendendem Licht arbeiten. Hat man eine Arbeit zu verrichten, die die Augen sehr anstrengt, so empfiehlt es sich, dann und wann die Augen zu schließen und sich auf diese Weise jeweils ein paar Minuten zu entspannen. Was dadurch an Zeit verloren geht, gewinnt man durch die größere Arbeitsfrische schnell wieder. Sehr ungünstig ist es, lange in liegender Stellung zu lesen. Ebenso wenig ratsam ist es, während der Fahrt in Eisenbahn, Straßenbahn, Omnibus oder anderen Gefährten zu lesen, zu stricken oder sonstige Tätigkeiten auszuüben. Es mag für manchen verlockend sein, die Zeit auf diese Weise auszunutzen, andere finden vielleicht, daß eine sonst langweilige Fahrt dadurch angenehmer vergeht, Tatsache ist aber, daß sich fast immer Ermüdung, Kopfschmerz und in manchen Fällen auch Uebelkeit und Schwindel einstellen werden. Die Augen lieben die Zumutung, sich betätigen zu sollen, durchaus nicht, und es ist dem Betreffenden weit gesünder, wenn er bei solchen Fahrten die Augen schließt, sich völlig entspannt und seinem Gehirn ein Ausruhen gönnt.

Beim Aufenthalt an der See oder im Winter in einer Schneelandschaft sollte man immer eine graugefärbte Sonnenbrille tragen, da das grelle Sonnenlicht gefährlich für die Augen ist und zudem leicht Runzeln entstehen.

Fühlt man eine starke Ermüdung der Augen, so soll man sich im verdunkelten Zimmer niederlegen, die Umgebung der Augen und die Lider mit einem guten Creme bestreichen und warme Kamillenumschläge auf die Augen machen.

Für die Beschaffenheit der Augen ist es überaus wichtig, daß der Blutumlauf gut funktioniert und der Gesundheitszustand im allgemeinen gut ist. Manche Augenschwäche läßt sich beheben, wenn der Kranke seinen Allgemeinzustand durch geeignete Pflege hebt. — Man hat in letzter Zeit gefunden, daß für die Augen eine reichliche Zufuhr von A-Vitaminen vorteilhaft ist. Lebertran oder andere vitaminhaltige Nahrungsmittel haben daher häufig auf Augenleiden günstig eingewirkt.

Schmackhafte Soßen

Die Soße ist eine große Hauptsache beim Kochen — das wollen manche Frauen nicht wahr haben und legen infolgedessen wenig Wert auf die Bereitung, aber alle Feinschmecker wissen, daß ein Gericht erst durch die Soße den rechten Reiz bekommt. Allerdings muß man zur Soße verschiedenartige Gewürze bei der Hand haben.

Zu gekochtem Fisch, sowie zu Kalbfleisch- und Hühnerfrikassee ist eine Morchelsoße vorzüglich. Jetzt im Frühjahr hat man besonders reichlich Morcheln, die man jedoch, nachdem man sie sehr gut gewaschen hat, mindestens sechs Minuten lang kochen muß. Das Kochwasser wird weggegossen. Würde man Morcheln wie andere Pilze zubereiten, d. h. sie nur, nachdem man sie gewaschen hat, in Butter schmoren, können unter Umständen schädliche Stoffe darin bleiben. Die vorbereiteten und abgekochten Morcheln werden in Streifen geschnitten. Man zerläßt etwas Butter in einem Topf und gibt eine in Würfel geschnittene Mohrrübe, eine feingewiegte Zwiebel, eine in Würfel geschnittene Petersilienwurzel hinein und läßt alles unter beständigem Rühren etwa eine Viertelstunde dünsten. Dann füllt man so viel Wasser auf, wie man zur Soße braucht und läßt das ganze zugedeckt noch etwa eine Viertelstunde kochen. Dann füllt man, wenn nötig, noch etwas Wasser nach und schmeckt die Soße mit Salz und Pfeffer ab. Man rührt sie nun durch ein Sieb und gibt die geschnittenen Morcheln hinein, die man inzwischen in etwas Butter geschmort hat und läßt alles nochmals gut durchkochen.

Freude ~ Humor ~ Raten

Kunsthandel

Humoreske von Hans Stieber

„Was wollen Sie für den komischen geschnitzten Pfahl da haben?" fragte der Fremde den alten Trapper, der ihn auf dem „Salt Lake" gerudert hatte. Der komische Pfahl stand zwischen Ben Smarts Wohnhaus und ein paar Indianerhütten weiter oben im Walde.

„Das ist eine verdammte Sache, Sir," sagte Smart, „komisch ist das alte Holz vielleicht, aber es soll wohl ein wertvolles indianisches Kunstwerk sein, — Totem oder sowas, wie das die Gelehrten eben nennen. Geierkralle läßt es nicht aus den Augen."

„Wer ist Geierkralle?"

„Der alte Häuptling, der neben mir wohnt. Er sagt, es ist heilig, schon seit vier-, fünfhundert Jahren in seinem Stamm. — Ich finde ja auch nichts daran."

Der Fremde geht um den Totempfahl herum, beklopft ihn, kratzt an ihm, — unauffällig, wie im Scherz. „Zehn Dollar will ich der alten Rothaut geben," lacht er schließlich gemütlich, „das Ding macht mir Spaß."

„Oha, zehn Dollar! — Nicht für tausend kriegen Sie es! — Da, lesen Sie mal!"

Und der alte Ben holt aus seinem Hause die Bibel, und aus der Bibel ein speckiges Stück Zeitungsblatt. Darauf steht ein Artikel, den Professor Dunn von der Salt-Lake-City-Universität über diesen Totempfahl geschrieben hat. Der Forscher schätzt das Alter des Schnitzwerkes auf drei- bis vierhundert Jahre, „typische Hurry-Sag-Arbeit, die schon die verfeinerte Kultur der West-Sioux spüren läßt . . ."

Tausend Dollar hat er geboten, wollte den Kram fürs Museum haben, drüben in der City, — nichts zu machen mit dem Alten."

„Ich gebe Ihnen zweitausend," sagte der Fremde entschlossen und reicht den Artikel zurück, dessen Datum er sich notiert hat. „Verschaffen Sie mir das Ding!" —

Zwei Stunden später hat Mister Sling das Totem von dem weinenden Häuptling erhandelt.

„Hallo Boys!" sagt er am Abend in Salt-Lake-City zu seinen Agenten. „Ich habe einen phantastischen Totempfahl gekauft, fünfzehntes bis sechzehntes Jahrhundert, mit Expertise von Dunn in der ‚Ancient Art'. Geradezu geschenkt für zweitausend Dollar!"

Sorgsam verpacken sie das Werk und senden es an die Kunst- und Antiquitätenhandlung Sling, Jobster & Co., Chicago. —

„Hallo, alter Häuptling!" sagt Ben Smart zu Geierkralle, „also hier sind zunächst einmal deine tausend Dollar. Geh gleich hinauf und sieh zu, daß wir morgen wieder einen ordentlichen Pfahl da stehen haben! Eine Reisegesellschaft ist angemeldet, und diese Schafsköpfe sind scharf auf indianische Kunst."

„Es ist der vorletzte," ruft der Sioux noch am Abend in Bens Fenster, „du mußt an O'Sully schreiben!" —

Am nächsten Tage kommt ein Dutzend Leute in Autos vom Yellow Stone Park.

„Dies ist also der berühmte Indianer-Salzsee," sagt der Manager, „hier in seinem Norden noch völlig unberührt von jeder Zivilisation, nur Jäger und Holzfäller hausen hier — und natürlich Indianer."

Und die Leute schnüffeln mit angenehmem Gruseln um die Hütten herum. Nach zehn Minuten haben sie das Totem entdeckt.

Ben Smart steht in der Tür seiner Blockhütte. Er wiegt lächelnd sein Haupt: „Das Heiligste des Indianerstammes hier! Neulich hat einer zweitausend Dollar geboten, aber der alte Häuptling ließ es nicht aus seinen Wäldern."

Die Fremden staunen, aber sie schweigen vor dem Unerreichbaren.

Ein Herr aus der Gesellschaft nimmt Smart beiseite: „Gibt es hier in der Gegend nicht noch mehr solcher Bildwerke? Ich meine, wo der alte Indianer nicht so dicht dabei wohnt — verstehen Sie mich? Es soll mir auf zwei- bis dreihundert Dollar nicht ankommen!"

„Eine gefährliche Sache, Herr," meint der alte Smart, „kann mich Kopf und Kragen kosten, wenn mir die Rothäute daraufkommen. — Aber ich bin ein armer Mann — für vierhundert Dollar will ich es riskieren." —

Er holt Büchse und Axt und führt den Fremden vorsichtig eine halbe Stunde in den Bergwald hinein, und dort zeigt er ihm unter einem mächtigen Hickorybaum eine uralte, graue Bildsäule.

Heimlich graben sie den Stamm aus und schleppen ihn auf Umwegen zur Straße, wo ihn dann das Auto holen kann.

Der Fremde zahlt strahlend 400 Dollar, die Smart seufzend in seiner Tasche birgt. Dann schwört er ewige Verschwiegenheit. —

„Oben, Nummer drei mußt du erneuern, alte Geierkralle," sagt Smart am Abend und zahlt dem Häuptling 200 Dollar als Anteil. Dann setzt er sich vor seine Hütte und rechnet die Gewinne nach.

„In einem Jahr bin ich soweit," grunzt er, „dann baue ich das Hotel am Windriversee, da kommen diese Leute viel leichter hin aus ihrem National Park!"

„Ich komme mit," grinst Geierkralle, „dann kaufe ich mir endlich den Sechszylinder und fahre mit Rebauge einmal zu meiner Tochter."

Der Trapper fragt: „Wo hast du eigentlich die echten Totems versteckt, alter Knabe?"

Andächtig sagt der Indianer: „Ich schlafe darauf, sie sind heilig!" —

Am Tage darauf kommt O'Sully, der junge Bildhauer aus Salt-Lake-City, und bringt ein paar neue, schöne alte Totems. Die Männer schleppen sie mühsam in das Laubversteck am Hang.

Und der lacht: „Wahrscheinlich, weil er nachts auf seinen echten Pfählen schläft — hat er mir gestern erzählt. Sie sind ihm heilig, und er darf sich nie von ihnen trennen."

„Dann muß er nach London fahren, ins Britische Museum," sagt O'Sully trocken. „Dahin habe ich sie nämlich längst verkauft, damals, als ich sie das erste Mal kopierte."

Der Bücherwurm



(Archiv-Bild)

Angeführt!

Junggesellen haben ihre Eigenarten, und das soll um so mehr der Fall sein, wenn sie reich sind.

Da lebte in England ein Hagestolz, kaum vierzig Jahre alt, der ein mehr als beträchtliches Vermögen besaß. Aber er hatte keine Freude mehr daran. Was das Leben ihm bieten konnte, hatte er genossen, mehr als reichlich. Er hatte das Leben satt. Und so beschloß er, selbst ein Ende zu machen.

Aber da waren noch drei Menschen, die ihn allzuoft geärgert hatten: seine Wirtschafterin, die sich nicht durch übermäßigen Fleiß auszeichnete, sein Privatsekretär, der stets unpünktlich war, und seine Tante, die mehr als redselig war. Ihnen hatte er wohl zu gleichen Teilen sein Vermögen zugedacht, aber sie sollten an ihn denken!

Heimlich verließ der Lebensmüde nachts sein Haus. Auf dem Nachttisch fand man morgens einen Brief an seinen Rechtsanwalt. Der Brief wurde übergeben, geöffnet — und man las folgendes Testament:

„Ich habe beschlossen, meinem Leben ein Ende zu machen, beim Oeffnen dieses Briefes bin ich nicht mehr am Leben. Ich bitte, nicht nach mir zu forschen, da mich das Meer längst verschlungen haben wird. Ich vermache mein Vermögen zu drei gleichen Teilen meiner Wirtschafterin, meinem Privatsekretär und meiner Tante. Jedoch unter folgenden Bedingungen:

Die Wirtschafterin hat ab sofort alle Treppen meines Hauses eigenhändig täglich zu scheuern.

Der Sekretär hat sich täglich um 6 Uhr morgens bei meiner Wirtschafterin zu melden und sie aus dem Bett zu holen.

Meine Tante darf acht Tage lang nicht ein einziges Wort sprechen und wird unter Bewachung gesetzt.

Erst wenn diese drei Personen acht Tage lang die bestimmten Obliegenheiten einwandfrei erfüllt haben, sind sie in den Besitz der Erbschaft zu setzen."

Es gab wüstes Geschimpfe der Erben; aber die Bedingungen wurden erfüllt; denn schließlich war die auf jeden Teil entfallende Summe nicht gering.

Doch es kommt oft anders, als man denkt. Der Lebensüberdrüssige mit dem großen Vermögen war in ein kleines Bad gereist, hatte dort ein reizendes junges Mädchen kennen gelernt und sich rettungslos verliebt. Das machte ihm das Leben wieder lebenswert. Und so kehrte er nach sechs Tagen mit seiner jungen Verlobten zurück.

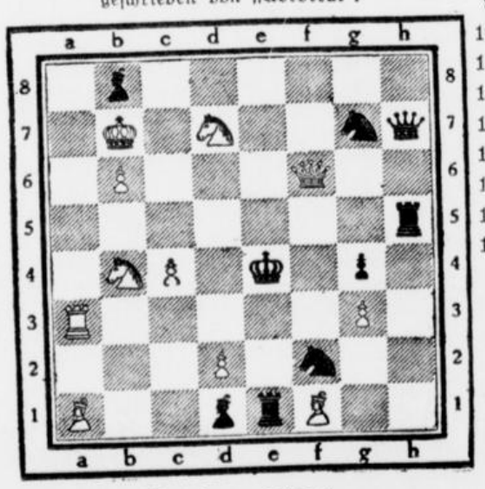
Mit der Erbschaft war es aus. Einer, den man schon für tot hielt, war ins Leben zurückgekehrt. Diejenigen aber, die ihn so oft geärgert hatten, waren die Angeführten. Sechs Tage lang hatte die Wirtschafterin alle Treppen des Hauses eigenhändig gescheuert, sechs Tage lang war der Privatsekretär zu ungewöhnlich früher Stunde aufgestanden, und sechs Tage lang hatte die Tante kein Wort gesprochen. — Nun, die Tante holte das versäumte nach. Aber angeführt war sie doch, und ihr Wasserfall von Worten vermochte nicht das junge Glück zu stören.

SCHACH

Schachaufgabe

W. Hebelt (1930).

2. Preis im Wolfgang-Pauly-Turnier, ausgeschrieben von „Adeverul".



Matt in zwei Zügen.

Silbenrätsel

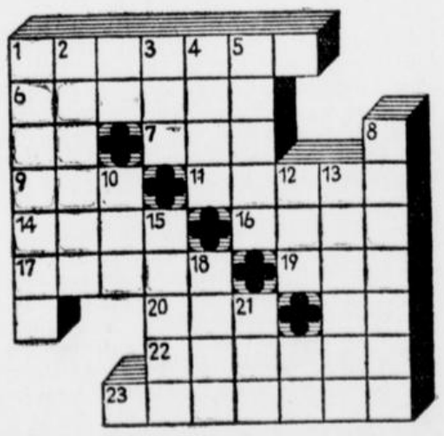
a — ar — bal — be — by — cho — de — del — dor — e — e — e — e — en — fa — fri — ban — i — in — ka — ka — ken — ker — ko — ku — kus — la — le — lung — ma — me — mi — nal — ne — ne — ni — ni — ni — pi — plei — raph — reus — ri — rif — se — se — se — sur — tat — te — tem — ter — trus — vi — zi.

Aus vorstehenden 55 Silben sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Bedeutung der Wörter:

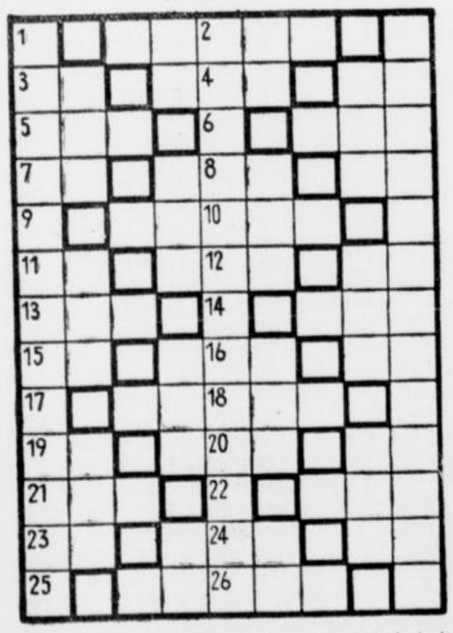
1. polnischer Tanz
2. sagenhafter Zwergkönig
3. französische Festung
4. transkaukasischer Rätefreistaat
5. größte der Kanarischen Inseln
6. ungarische Grafschaft
7. griechischer Dichter
8. Ritter des Grals
9. Kurort in der Schweiz
10. Fleischklößchen
11. karthagischer Feldherr
12. südamerikanischer Freistaat
13. Wahlspruch
14. Lichtengel
15. alter italien. Volksstamm
16. Kaffeezusatz
17. griechischer Meergott

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. phönizische Göttin, 6. Stadt in Oberitalien, 7. Schwur, 9. Ferment, 11. Verwandter, 14. Adelstitel, 16. Stadt in Ostfriesland, 17. biblische männliche Figur, 19. Höhenzug in Braunschweig, 20. Segelstange, 22. unabwendbares Schicksal, 23. Kurort am Mittelländischen Meer. — Senkrecht: 1. Quickmetall, 2. afrikanische Wüste, 3. Göttin des Unheils, 4. Niedergang, 5. Mißbilligung, 8. Tonzeichen, 10. Likörstube, 12. Märchenwesen, 13. Gesteinsform, 15. Heugabel, 18. biblischer Ort, 21. Teil des Baumes.

Zickzackrätsel



a a a a a a a a a, b b b b, c c c c, d d d d, e e e e e e e e e e e e e e e e e e e e e, f f f, g g g, h h h, i i i i i i i i i, k, l l l l l l l, m m m m m, n n n n n n, o o, ö, p p, r r r r r r r r, s s s s s, t t t t t t t t t t t, u, ü, w, z.

Obige Buchstaben sind so einzuordnen, daß in jeder Waagerechten zwei Wörter entstehen aus je fünf Buchstaben. Der letzte Buchstabe des ersten Wortes ist immer der erste Buchstabe des zweiten Wortes.

Die Wörter bedeuten: 1. Laubbaum, 2. männlicher Name, 3. Laubbaum, 4. Einbringung der Feldfrüchte, 5. Teil der Kerze, 6. Grenzstein, 7. Musikinstrument, 8. Hülsenfrucht, 9. Frucht, 10. Schutzgeister des altrömischen Hauses, 11. Teil des rheinischen Schiefergebirges, 12. Blume, 13. Kloster, 14. mohammedanische Religion, 15. Bühnenwerk, 16. Vertreter, 17. Teil des Mundes, 18. Uebungsstück, 19. Bekleidungsstück, 20. preußischer General und Befehlshaber im Weltkrieg, 21. große Ansiedlung, 22. Kunstgriff, Finte, 23. weiblicher Kurzname, 23. Figur aus „Don Carlos", 25. Beleuchtungskörper, 26. Zuneigung.

Sind die Wörter richtig gefunden, ergeben die Buchstaben in den stark umrandeten Kästchen, links von oben nach unten, rechts von unten nach oben gelesen, einen Spruch.

Auflösung aus voriger Nummer

Schachaufgabe von R. Winter (1935)

1. Tc7—c5! Ein interessanter Schlüsselzug, der dem schwarzen König ein Fluchtfeld mit Schachgebot gestattet.

Pfingstbildrätsel

Man liest hintereinander die Buchstabengruppen über gleichen Strichzeichen und erhält als Text: Es wandeln durch den Pfingstentag Die Liebe und die Freude. Wo früher Gram und Kummer lag, Blüht nun ein bunt Geschmeide.

Kreuzworträtsel

a) 1 Nuernberg, 6 Ahr, 7 Goa, 8 Elm, 10 Arles, 12 Salz, 14 Terz, 16 Spur, 18 Gift, 20 Marne, 23 Tau, 25 Jod, 26 San, 27 Oldenburg; — b) 1 Naxos, 2 Ubu, 3 Null, 4 Rom, 5 Garn, 8 Erz, 9 Met, 10 Album, 11 Serie, 13 Alp, 15 Rif, 16 Salto, 17 Rat, 18 Gnu, 19 Thing, 21 Rain, 22 Pol, 24 Bar.

Silbenrätsel

Fleiß ist aller Tugenden Anfang. — 1 Fagott, 2 Logau, 3 Epilog, 4 Invalide, 5 Siebengestirn, 6 Sonnenbad, 7 Infanterie, 8 Saffian, 9 Toga 10 Amortisation, 11 Lagerlöf, 12 Lametta, 13 Eisenbahn, 14 Reling.

Zahlenrätsel

Frengi, Rappen, Offenburg, Helios, Egmont, Pagode, Fusion.

Frohe Pfingsten.

Drei-Wort-Rätsel

Standarte, Trompete, Eisleben, Revolver, Lebertran, Inventar, Neurose, Gabardin. — Die Anfangsbuchstaben ergeben: Sterling.

KUNST UND LEBEN

Werkleute singen

Das neue Liederbuch der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude"

Besprochen von Dr. Herbert Just

Das alte westdeutsche Bergmannslied „Glückauf, der Steiger kommt", das seit den Zeiten des „Zupfgeigenhansl" durch ganz Deutschland gesungen worden ist, hat ein seltsames Geschick betroffen: Ihm ist seine Melodie enteignet worden, ganz richtig enteignet. Und wer glaubt, das sei unmöglich, denn enteignet könne nur etwas werden, an dem die Oeffentlichkeit, die Volksgemeinschaft ein höheres Interesse habe als der private Eigentümer, der muß sich sagen lassen, daß gerade in diesem Sinne der schöne Bergmannssang um sein Bestes gebracht worden ist. Denn er hat seine Melodie abgeben müssen an das Lied „Deutsch ist die Saar". Und niemand wird leugnen, daß diese Enteignung nicht im höheren staatspolitischen Interesse geschehen sei. Denn das Saarlied war nicht unsere geringste Waffe im Kampf um das Saargebiet. Und zudem hat es auch einen guten Sinn, daß man seine Worte gerade einer Weise unterlegt hat, die im Schacht zu Hause ist.

Aber was sollte nun mit dem Bergmannslied geschehen? Auf seine alte Melodie kann man es nicht mehr singen und ohne Melodie kann es höchstens noch in Lesebüchern ein Schattendasein fristen, aber nicht mehr wirklich leben. Glücklicherweise hat es sich schon selbst geholfen. Wie so manche deutsche Volkslieder singt ein anderer deutscher Stamm die gleichen Worte auf eine andere Weise. Hier ist das Glatzer Ländchen, in dem ja auch der Bergbau seit Jahrhunderten betrieben wird, eingesprungen und auf seine Melodie wird nun das Lied vom Steiger mit dem Grubenlicht wohl bald in ganz Deutschland gesungen werden; denn sie ist so schlicht und schön wie die westdeutsche.

Dazu wird nicht wenig beitragen, daß das neue Liederbuch „Werkleute singen" (im Auftrage des Gaues Südhannover-Braunschweig der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" von Heinz Ameln im Bärenreiter-Verlag, Kassel) auch die schlesische Melodie bringt. Das schmucke und sehr reichhaltige Büchlein wird übrigens mit einem Lied eröffnet, das ebenso wie das Saarlied sich seine Melodie geborgt hat: Ein Dichter unserer Zeit hat seine Worte

„Uns ward das Los gegeben
ein freies Volk zu sein."

dem alten Geusenlied von 1578 unterlegt, das als „Wilhelms von Nassauen" heute die Nationalhymne der Niederlande ist. Und auch Max von Schenkendorfs herrliches Gelöbnis ist wie für diese kraftvolle Weise eigens gedichtet

„Wenn alle untreu werden,
so bleiben wir doch treu . . .

wir wollen das Wort nicht brechen,
nicht Buben werden gleich,
wollen predigen und sprechen
vom heiligen deutschen Reich."

Wie in diesem Liede sich die Klänge aus dem Freiheitskampfe eines Volkes unseres Blutes sich mit Dichterworten aus Preußens großer Zeit und aus der Gegenwart zu schönster Einheit verbinden, so ist das ganze Liederbuch „Werkleute singen" ein überzeugendes Beispiel dafür, wie sich im lebendigen Volkslied unserer Tage deutsche Vergangenheit und Gegenwart findet. Das 16. Jahrhundert hat das Lied „So treiben wir den Winter aus" mit seiner alten Melodie im „dorischen Kirchenton", dann „Der Winter ist vergangen" u. a., das 17. die beiden unvergleichlichen Lieder vom „Schnitter Tod" und „Der grimmig Tod mit seinem Pfeil tut nach dem Leben zielen" beigesteuert; viele alte Soldatenlieder, z. T. aus der Zeit des großen Königs stammend wie z. B. „Vivat jetzt geht's ins Feld" sind heute Gemeingut des wieder mehrhaft gewordenen Volkes geworden und darum mit Recht in das KdF.-Liederbuch aufgenommen.

Außerordentlich stark ist der Anteil der Lieder unserer Zeit, ein Zeichen dafür, daß die musikalische Schöpferkraft unseres Volkes nicht mit den Tagen von Mozart, Beethoven und Schubert endgültig aufgehört hat, (wenn auch diese neuen Melodien nicht ohne weiteres mit Meisterwerken der Tonkunst gleichgesetzt werden sollen und wollen). Und die Lieder leben im Feiertag wie im Alltag des deutschen Menschen von heute.

„Markt und Straßen sind voll Jubel"

singen die Kolonnen der Deutschen Arbeitsfront am 1. Mai.

„Kameraden, wir marschieren,
wollen fremdes Land durchspüren,
wollen fremde Sterne sehn"

klingt es tatfroh aus den Reihen der HJ.; die KdF.-Urlauber haben gar ihren eigenen Kanon.

„Wo wir auch weilen
sind wir Dir zugewandt,
die Herzen eilen
zu dir, Vaterland."

Mit dem „Abendlied der Fahne: Komm dunkles Tuch, hernieder" wird in den Sommerlagern der HJ. die deutsche Jugend ihren Tag beschließen und wenige Lieder einen heute ein ganzes Volk so im Letzten wie Rudolf Alexander Schröders Werk mit Heinrich Spittas Melodie:

„Heilig Vaterland! In Gefahren
deine Söhne sich um dich scharen.
Von Gefahr umringt, heilig Vaterland
alle stehen wir Hand in Hand."



Eine Seefahrt, die ist luitig . . . (Hase — M.)

Kunstnachrichten

NS.-Reichssinfonieorchester von der NSG. „Kraft durch Freude" übernommen. Das bekannte nationalsozialistische Reichssinfonie-Orchester wurde am 1. April auf Anregung des Stellvertreters des Führers Rudolf Heß sowie im Einvernehmen mit Reichsleiter Dr. Goebbels und dem Reichsleiter der Deutschen Arbeitsfront Dr. Ley von der NSG. „Kraft durch Freude" übernommen. Es wird durch die Dienststellen des Amtes „Feierabend" der NSG. „Kraft durch Freude" im ganzen Reiche eingesetzt. Seit einigen Wochen ist, wie die „Deutsche Arbeitskorrespondenz" mitteilt, das NS.-Reichssinfonieorchester unter seinem bewährten Leiter Franz Adam bereits auf Reisen, um nun im Rahmen des kulturellen Aufgabenbereichs der NSG. „Kraft durch Freude" höchste musikalische Kunst als Allgemeingut dem ganzen deutschen Volke und gerade dem deutschen Arbeitsmenschen zu vermitteln. Ueberall fand das Orchester dank seiner außerordentlichen künstlerischen Leistung begeisterte Aufnahme. Es ist besonders zu begrüßen, daß ihm nunmehr durch seine Ueberführung in die NSG. „Kraft durch Freude" ein doppelt segensreiches und dankbares Tätigkeitsfeld erschlossen worden ist.

•

Wettbewerb zur Erlangung von Bildnissen deutscher Männer. Die Deutsche Gesellschaft für Goldschmiedekunst, Berlin, veranstaltet einen Wettbewerb zur Erlangung von Bildnissen deutscher Männer, die als Ehrenträger von Orden, Ehrenzeichen, Parteiabzeichen, sportlichen Abzeichen aller Art und Amtsketten dargestellt sind. Zur Verteilung gelangen ein erster Preis zu 3000,— RM., zwei zweite Preise von je 1000,— RM., sechs dritte Preise von je 500,— RM., ein Ehrenpreis der Reichshauptstadt Berlin von 500,— RM. und ein Ehrenpreis der Stadt Bremen in Form einer Silberplakette.

Die auslanddeutsche Dichtung unserer Zeit

Von Fritz Uhl

Man kann mit gutem Gewissen sagen, daß die deutsche Dichtung, soweit sie von auslanddeutschen Gebieten stammt, bei uns nicht bekannt ist. Bekannt sind einzelne Namen, so weit es eben einzelnen wenigen Verfassern gelungen ist, in große reichsdeutsche Verlage einzudringen. Dazu zählen wir die Sudetendeutschen Strobl, Watzlik und Pleyer, die Siebenbürger Meschendörfer, Zillich und Wittstock, und einige Balten. Aber das sind Einzelstimmen; über die dichterische Situation in den volksdeutschen Gebieten wissen wir so gut wie nichts, von der literarischen Entwicklungsgeschichte ganz zu schweigen.

Nun wird man sagen, daß es sich offenbar nicht lohnte, darüber viele Worte zu machen, weil einfach nichts Bedeutendes vorhanden war. Wilhelm Schneider in einem neu erschienenen Buch („Die auslandsdeutsche Dichtung unserer Zeit", Berlin 1936 Weidmannsche Buchhandlung) belehrt uns eines besseren. Er sagt uns zunächst, daß schon diese Einstellung auf die reine Spitzenleistung hier verfehlt ist. Wenn man die Dichtung versteht als eine der Lebensäußerungen des Volkstums, dann kommt ihr auf jeden Fall eine notwendige Bedeutung zu, unabhängig von ihrem besonderen Rang. Und in den volksdeutschen Gebieten um so mehr, als sie dort im besonderen Dienst der Selbsterhaltung steht. Und für uns wird sie in jedem Fall wichtig als ein Spiegelbild des Volkstums, das zu unserer Gemeinschaft gehört.

Aber er zeigt uns darüber hinaus, daß es viele bedeutende Leistungen von draußen gibt, die wohl neben den unseren bestehen können, nur daß wir sie aus Unkenntnis einfach völlig übersehen haben. Hier ist noch viel gut zu machen, aus Vergangenheit und Gegenwart; und die Entwicklung der Zukunft kann noch manche Ueberraschung bringen, der wir mit Aufmerksamkeit entgegen sehen sollten.

Eine der Entdeckungen, die Schneider auf seinem Wanderweg durch das unerforschte Land der auslanddeutschen Dichtung gemacht hat, ist Eugen Probst aus Arad im Banat, der später nach Wien übersiedelte, und dort Direktor des historischen Museums wurde (geb. 1858). Er schrieb Erzählungen, die meist in den „Deutschbanater Volksbüchern" oder der siebenbürger Zeitschrift „Die Karpathen" erschienen sind; sie heißen „Der Herr von Mezökut", „Ein Schwabenstreich", „Eine Badekur", „Die schöne Susanna", „Tödliche Liebe" u. a. Im Mittelpunkt stehen immer die Beziehungen zwischen Mann und Frau, eine feine Seelendeutung zeichnet sie aus, sie spielen in der Banater Heimat, haben eine ruhige und klare Sprache und einen heiter-überlegenen Geist. Sie gemahnen in manchem an Gottfried Keller und finden bei Schneider sehr lobende Worte: „Die Novellen sind meisterlich aufgebaut. Das Thema wird keinen Augenblick aus den Augen gelassen. Alles überflüssige veranschaulichende Beiwerk wird verschmäht. Behutsam werden Höhe und Wendung des Geschehens vorbereitet, mit epischer Behaglichkeit werden die Fäden weitergesponnen, mit Sicherheit wird das Ganze zum notwendigen Ende geführt . . . Immer wird eine schöne Anschaulichkeit gewahrt, der gelegentlich der Humor noch ein paar helle Lichter aufsetzt. Und obwohl dem Dichter jede Effekthascherei fremd ist, fehlt es nicht an reizvollen Einfällen, die den echten Fabulierer erweisen." Probst schrieb noch einen großen Musiker- und Bekenntnisroman „Der Schulmeister von Arbesdorf", der in Oesterreich spielt. (Graz 1932).

*

Gleichfalls aus dem Banat, erfährt Otto Alscher in Schneiders Buch eine nachdrückliche Erwähnung. In Orsowa an der Donau, im heutigen Rumänien, hat er sich schon lange angesiedelt (geb. 1880) und verbrachte bisher sein Leben als Bauer, Jäger und Schriftsteller, einschließlich kampfreicher Jahre im Zeitungsdienst für die deutsche Minderheit. Er ist der Gestalter der Tiere, tiernaher, primitiver Menschen und des naturhaften Lebens in der Einsamkeit, eine kraftvolle, eigenwillige und von starken Instinkten beherrschte Natur, „Alscher ist einer der besten Tierschilderer der gesamten Literatur", sagt Schneider von ihm. „Seine Tiergeschichten füllen eine Lücke in der deutschen Literatur, die an gehaltvollen Tiergeschichten so arm ist, daß es dem Dänen Sven Fleuron nicht schwer wurde, Heimatrecht bei uns zu erwerben. Die nach innen gerichtete Schau hat in der deutschen Tierdichtung keine Vorbilder . . . Hinter der Sachlichkeit ist das erregte Pochen der Jagd- und Naturleidenschaft zu spüren". In Romanen („Ich bin ein Flüchtling", „Gogan und das Tier", „Zwei Mörder in der Wildnis") und Novellenbänden (Mühselige und Beladene", „Die Zigeuner", „Die Kluft", „Tier und Mensch") wächst die Welt der Karpathen, der Zigeuner, der Tiere und Naturmenschen in grausamer Lebendigkeit herauf.

*

Gleichaltrig und in manchem mit ihm verwandt ist der Siebenbürge Emil Wirting, geboren in Kronstadt, der 16 Jahre lang als Oberförster und leitender Forstmeister der riesigen sächsischen Wälder ein „nomadisches Trapperdasein im karpathischen Urwald" geführt hat, bis durch rumänischen Rechtsbruch die Wälder enteignet wurden. Jagd- und Waldgeschichten („Auf der Hochwildbahn im Karpathenwalde", „Frate Nikolai, der siebenbürgische Karpathenbär"), und ein Buch aus der Enteignungszeit „Hirtenfeuer", ein Karpathenroman), sind seine Hauptwerke. Die Tiere und die wilde Einsamkeit sind echt geschildert, wenn auch die Sprache zu starken Uebersteigerungen neigt.

*

Die Darstellung Schneiders ist eine fast unerschöpfliche Fundgrube unbekannten Gutes, wenn sie auch manches zuviel und manches zu wenig enthält. Zuviel von den Balten, die doch meist im Reiche wirkten, und von den Rußlanddeutschen, von denen im Grunde nichts zu sagen ist. Zu vermissen bleibt dafür Sudetendeutschland, Bessarabien, Buchenland, Galizien und Wolhynien, die jedenfalls doch einer Prüfung wert wären. Aeußerst aufschlußreich aber ist die Schilderung der deutsch-amerikanischen Literatur, bei der aus einem „Wust von Dilettantismus" wenig Wertvolles sich heraushebt. Zwei Dichter entdeckt Schneider hier, die Ungewöhnliches geleistet haben: Kurt Baum und Oskar Kollbrunner. Baum ist in Milwaukee Präsident der Deutschen literarischen Gesellschaft und wurde durch das Fernerlebnis des Weltkrieges zum Dichter („Zeitgedichte", „Pokale und Kelche", „Das stille Buch", „Am Leben entlang") und gehört nach Schneiders strengem Urteil zu den großen Lyrikern unserer Zeit. Der Schweizer Kollbrunner starb mit 37 Jahren, nachdem er alle Schicksale des Arbeitslosen und Landstraßenfahrers durchgekostet hatte. In Prosa und Versen schilderte er sein Erleben und die abgedruckten Proben zeigen einen Dichter von packender Gewalt.

Das Lehr- und Lesebuch, das uns Schneider vorgelegt hat, verdient die weiteste Wirkung, denn es handelt von einer bedeutenden und allgemeinen Sache.

Stadtkreis Castrop-Rauxel

Castrop-Rauxel, den 7. Juni 1936.

Die braunen Glücksmänner

Es schreiten stolz in Uniformen
Fortunas Boten durch das Land.
Sie bieten dir zu ganz enormen
Glückschancen freudig ihre Hand.

Auch du kennst sie recht gut die braunen
Glücksmänner mit dem Bauchgeschäft.
Es geht um sie das alte Raunen
Vom echten Glücke, das nie äfft.

Nie äfft?! — Du schüttelst deine Locken —
So weit etwa dein Vorrat reicht —
Und meinst, bei dir noch stets am Boden
War's Glück, das einem Blinden gleicht. —

Mein Lieber! Gut, daß ich getroffen
Grad dich! — Es ist 'ne Freude mir.
Denn gar zu gerne mach ich offen
Den Horizonte über dir:

Ein jedes Los der braunen Männer
Bedeutet viele Quäntchen Glück!
Sie helfen (das weiß jeder Kenner)
Am Wiederaufbau Stück für Stück.

Drum schimpfe nicht auf die Moneten
Die etwa du verlierst im Spiel.
Es helfen ja auch diese „Kröten"
Zur Wirtschaftsneubelebung viel.

Dem unbekannten Arbeitslosen,
Der Jahre lang enterbt vom Glück,
Dem gibst auch du mit deinen Losen
Den Platz an der Werkbank zurück.

Das ist für ihn ein größer Freuen,
Als wenn Fortunas Zauberhand
Auf dich den größten Treffer streuen
Würd', den sie in dem Kasten fand.

Ein jeder wird Arbeitsvermittler,
Der kauft vom Glücksmann nur ein Los.
Ein jeder hilft am Werk von Hitler,
Das vor uns liegt so riesengroß.

Drum: Immer wagen, nicht verzagen!
Und immer neu das Glück riskier'n!
Und nichts nach den fünf Groschen fragen.
Man kann hier wirklich nichts verlier'n!

Bekommt man auch nicht gleich die Tüte
Mit dem Eintausendmarks-Gewinn,
So spürt man doch vom Werk der Güte
Das Glück in seinem Herzen drin.

Das Geld ist rund, drum muß es rollen!
Wer wagt noch mal fünf Zehner hier?
Nur immer mutig in die Vollen! —
Die Glücksgöttin sei günstig dir!

Balduin.

Urlaubskarten rechtzeitig bestellen!

Die Reichsbahndirektion Essen macht darauf aufmerksam, daß die Urlaubskarten nach den Tarifbestimmungen mindestens 5 Tage vor dem ersten Geltungstage bei den Fahrkartenausgaben oder bei den Stellen des Mitteleuropäischen Reisebüros bestellt werden müssen. Diese Bestellfrist ist notwendig, weil die Ausgabestellen während der Hauptreisezeit vielfach die Karten nicht sofort ausstellen können, sondern sich die Unterlagen hierfür erst beschaffen müssen.

Wer sich zu seiner Reise der billigen Urlaubskarte bedienen will, versäume daher nicht, diese rechtzeitig zu bestellen; sonst läuft er Gefahr, daß er die Karte nicht rechtzeitig erhält.

Alles, was der Reisende über die Urlaubskarte sonst noch wissen muß, findet er in einem Werbeblatt, das an den Fahrkartenschaltern und an den Stellen des mitteleuropäischen Reisebüros gern unentgeltlich abgegeben wird.

Ein Appell, der alle Volksgenossen angeht

Aufruf an die Bevölkerung in Westfalen — Stellt Freiplätze für die Hitler-Freiplatzspende und Kinderlandverschickung der NSV.

Der Führer hat das ganze deutsche Volk aufgerufen, sich einzusetzen für die Wiedergesundung der Männer, die Gut und Blut für die Bewegung im Kampf einsetzten und opferten, sich einzusetzen für die ausgiebige Erholung dieser Kämpfer für Deutschland. Unser aller Wunsch muß es daher sein, dieses Hilfswerk des Führers zu unterstützen und seinen treuen Mitkämpfern Entspannung und Erholung zu gewähren. Hier gilt es zu beweisen, daß wir das gewaltige Kampf- und Opferleben dieser Streiter beim Führer zu würdigen und ihnen für ihren selbstlosen Kampf Dank wissen.

Daß wir heute noch als freie Deutsche in einem freien Deutschland leben dürfen, daß wir nach drei Jahren nationalsozialistischer Führung auf allen Wegen dem neuen Frühling entgegengehen, das alles verdanken wir dem Führer und seinen Männern! Heraus deshalb zur großen Tat der Treue und Dankbarkeit!

Was ist unser Hilfswerk im Vergleich zu dem, was diese Kämpfer für uns getan haben? Sie schlugen Blut und Leben Tag und Nacht in die Schanze. Sie kämpften nie für sich und haben uns alle mit diesem Kampf vom sicheren Untergang zurückgerissen.

Schon im vergangenen Jahr hat die Bevölkerung in Westfalen in wahrhaft überwältigender Form den Dank durch Freiplatzspenden zum Ausdruck gebracht. An alle deutschen Volksgenossen und Volksgenossinnen ergeht daher auch in diesem Jahre erneut der Ruf, Freiplätze auf dem Lande, in allen Städten und Kurorten für Mütter und Kinder und für die treuesten Kämpfer unseres Führers zur Verfügung zu stellen.

Deutsche Bauern in Westfalen, heute sollt Ihr nun wieder einmal beweisen, daß Ihr Euch zur Volksgemeinschaft gehörig fühlt und gute Nationalsozialisten seid. Kein Opfer darf Euch zu groß sein, wenn es gilt, der deutschen Jugend zu helfen. Der Führer hat Dir Deine Scholle erhalten! Beweise ihm Deine Dankbarkeit und schenke einem Ferienkind bzw. einem alten Kämpfer Erholung und Freude durch einen Freiplatz.

Die Werbung von Freiplätzen erfolgt von den unterzeichneten Formationen und Organisationen gemeinschaftlich. Horcht auf! Wir pochen in allen deutschen Gauen an deutsche Gewissen! Seid ebenso einsatzbereit für unsere alten Kampfgenossen, wie jene es im Kampf um die Macht für uns waren.

gez.: **Stürtz, stellv. Gauleiter Westfalen-Süd.**
gez.: **Dr. Meyer, Gauleiter Westfalen-Nord.**
gez.: **Schramme, Führer der SA.-Gruppe Westfalen.**
gez.: **Schleßmann, Führer des SS.-Abschnitts XXV.**
gez.: **v. Humann-Hainhofen, Führer des SS.-Abschnittes XVII.**
gez.: **Nieder-Westermann, Führer der NSKK.-Motorbrigade Westfalen.**
gez.: **Habbes, Landesbauernführer der Provinz Westfalen.**
gez.: **Langanke, Führer der HJ., Gebiet Westfalen.**
gez.: **Hütwohl, Gauamtsleiter d. NSV. Westf.-Süd.**
gez.: **Degenhard, Gauamtsleit. d. NSV. Westf.-Nord.**

Preispolitik und Hotelgutscheine im Beherbungsgewerbe

Wirtetagung der Kreisgruppe Bochum

Die Wirtschaftsgruppe des Gaststätten- und Beherbergungsgewerbes in der Kreisgruppe Bochum, zu der die Ortsgruppen Bochum, Wattenscheid, Wanne-Eickel Herne, Castrop-Rauxel und Witten gehören, trat am Donnerstagnachmittag im Ständehaus in Bochum zu einer auch aus Herne stark besuchten Tagung zusammen. Nach seinen Begrüßungsworten stellte der Kreisgruppenleiter Rose fest, daß durchweg die Mitglieder der Wirtschaftsgruppe mit der

Belegung der verhandenen Räumlichkeiten und Säle am Tag der nationalen Arbeit,

1. Mai, zufrieden gewesen seien. Im nächsten Jahre solle noch zeitiger als bisher mit der Deutschen Arbeitsfront über diese Frage Fühlung genommen werden. Sodann brachte der Vorsitzende noch einige Anordnungen der Wirtschaftsgruppe Gaststätten und Beherbergungsgewerbe über die Abführung der Adolf-Hitler-Spende, über Errichtung der Zeltfeste und sonstige Eingänge zur Kenntnis.

Geschäftsführer Dr. Panne beschäftigte sich in seinem Referat mit akuten Tagesfragen des Gewerbes. Er führte aus, daß

seit dem 1. Mai 1936 im deutschen Hotelgewerbe das marktregelnde „klare Preisangebot" eingeführt sei.

Diese Maßnahme sei eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine günstige Fremdenverkehrsentwicklung, da nunmehr willkürliche Preisbildungen nicht mehr möglich seien. Im Beherbergungsgewerbe stehe die Möglichkeit offen, zu dem von den einzelnen Unternehmungen genannten Grundpreis für 1 Zimmer einen Zuschlag von 10—15 Prozent zu erheben.

Zuschläge für Heizung, Licht und Schuhputzen dürfen nicht mehr erhoben werden.

Sie seien in dem oben genannten Preise einbegriffen. Außerhalb des Beherbergungsvertrages lägen Leistungen, wie Gepäcktransport, Botengänge usw., die besonders in Rechnung gestellt werden könnten. Die Preise für die Zimmer verständen sich unter der Voraussetzung, daß auch

das Frühstück

vom Gast im Beherbergungsgewerbe eingenommen wird. Das Angebot von Zimmer und Frühstück soll getrennt erfolgen. Zum Frühstück gehörten außer einem warmen Getränk nach Wahl reichliche Auswahl an Brot, Butter, Honig oder Marmeladen, Eier oder Aufschnitt gehörten jedoch nicht zu dem ungeschriebenen Begriff des Frühstücks.

Die Tendenz des klaren Preisangebotes habe seinen Niederschlag zuerst in der Einführung der Hotelgutscheine gefunden. Gemeinsam mit der Wirtschaftsgruppe Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe und dem DDAC. habe das Mitteleuropäische Reisebüro am 1. April 1936 diese

Hotelgutscheine, die sich schon heute einer rasch zeigenden Beliebtheit erfreuen, eingeführt.

Diese Hotelgutscheine hätten den Zweck, Reisenden vor Antritt ihrer Reise die Möglichkeit zu verschaffen, genau zu übersehen, welche Beträge sie für die Beherbergung und für die damit verbundene Verpflegung zum Abend und zum Frühstück auswerfen müßten. Die Hotelgutscheine könnten beim Mitteleuropäischen Reisebüro zu mindestens 5 Stück jeweils gekauft werden.

Der Grundpreis beträgt 5 Mark und umschließe Abendessen, Uebernachtung, Frühstück einschließlich Bedienung.

Die Beherbergungsbetriebe, die sich bereit erklärt hätten, Hotelgutscheine anzunehmen und zu verrechnen, hätten die Möglichkeit,

sich selbst in eine Preisgruppe einzustufen

und zwar je nach Art des betr. Hotels oder Gasthofes. Es gebe den Hotelgutscheinen Zusatzkarten über je 1,50 Mark. An Hand eines eigens für Hotelgutscheininhaber herausgegebenen Verzeichnisses könne jeder feststellen, wo, von welchen Beherbergungsbetrieben und mit welcher Klassifizierung Hotelgutscheine angenommen würden. Es bedürfe keiner Frage, daß das System der Hotelgutscheine sich schnell und leicht bei allen Kategorien von Reisenden einführen werde. Für den Gaststätteninhaber liege der besondere Wert des Hotelgutscheines in der öffentlichen Propaganda und in der Tatsache, daß jeder Reisende angehalten sei, sein Abendessen in der Gaststätte einzunehmen, in der er übernachtete.

Der Referent erwähnte weiterhin, daß

ab 1. Oktober 1936 neue günstige Rabattsätze mit der Stagma vereinbart

seien, und verwies auf die mehrmals erschienenen Verlautbarungen in der Gaststättenpresse. Sehr eingehend wurde ferner über das Verhältnis der Brauwirtschaft zum Gastwirtstande berichtet. Es bestehe kein Zweifel darüber, daß die marktregelnde Tätigkeit der Brauereiwirtschaftsverbände am guten Ende das Ziel verfolge, den Gastwirtstand frei von Abhängigkeit zu machen und aus seiner heutigen Verschuldung gegenüber den Brauereien zu lösen.

Die NS.-Kulturgemeinde

Goethes „Faust"

I und II im Stadttheater Bochum

Von besonderer Bedeutung im diesjährigen Spielplan des Stadttheaters Bochum ist die Aufführung Johann Wolfgang Goethes „Faust". Die Inszenierung durch den Intendanten Dr. Saladin Schmitt war ein Ereignis für ganz Westdeutschland und hat in allen Kreisen der Bevölkerung des Ruhrgebietes lebhafte Zustimmung gefunden.

Der erste Teil der Tragödie konnte zu wiederholten Malen selbst während der Sommermonate vor ausverkauften Häusern gespielt werden, so daß sich die Intendanz zur Herausstellung auch des zweiten Teiles entschloß.

Der Gaudienststelle der NS.-Kulturgemeinde ist es im Einvernehmen mit dem Stadttheater gelungen, 2 Fremdenvorstellungen in den Spielplan einzubauen, um insbesondere den auswärtigen Mitgliedern den Theaterbesuch zu ermöglichen.

Am Sonntag, dem 14. Juni 1936 findet eine Aufführung von „Faust I", am Sonntag, dem 21. Juni eine Aufführung von „Faust II" statt.

Der Beginn der Vorstellungen wird voraussichtlich auf 18.30 Uhr, das Ende auf 22.45 Uhr festgesetzt, so daß die Abendzüge nach allen Richtungen noch bequem erreicht werden können. Unsern Mitgliedern hat das Theater entgegenkommender Weise Vorzugspreise eingeräumt, so daß jedem der Besuch ermöglicht wird. Anmeldungen nimmt der Obmann bzw. die Geschäftsstelle des Ortsverbandes Castrop-Rauxel, Rathaus, Ringstraße 29, Zimmer 11, entgegen.

Besucht die Kolbe-Ausstellung in Hagen!

Im städtischen Museum in Hagen wird die Lebensarbeit des repräsentativen Plastikers Deutschlands, Georg Kolbe, in einer bisher nicht erreichten Vollständigkeit gezeigt. Kolbes Werk herauszustellen, heißt eine Verpflichtung gegenüber einem deutschen Künstler erfüllt zu haben, der, von seiner Sendung durchdrungen, unbeirrbar um die Verwirklichung seiner Träume und Gesichte rang, in einer Zeit, als sich die meisten durch Konzessionen an den Zeitgeschmack, an Exotismus und Expressionismus verzettelten. Zu Recht ist diese Ausstellung als eine Kulturtat des Hagener Museums in der Presse gefeiert worden.

Der Ortsverband der NS.-Kulturgemeinde Castrop-Rauxel erachtet es als seine Pflicht, auf diese Ausstellung aufmerksam zu machen und zum Besuch derselben einzuladen.

Von der Leiter zu Tode gestürzt

Am Donnerstag vormittag ereignete sich auf einem industriellen Neubau im Norden der Stadt ein tragischer Unglücksfall.

Der bei der Firma Heinrich Fuchs beschäftigte Malergehilfe Johannes Wenzel wollte nach Beendigung der Frühstückspause sich um 9.15 Uhr wieder auf das Gerüst begeben. In halber Höhe der Leiter angekommen, rief er jedoch plötzlich aus: „Mir ist so übel!", um im gleichen Augenblicke auch schon bewußtlos herunterzufallen. Wenzel schlug so

Steppkes Ferienerlebnis

1. Eine Feriengeschichte aus der Kinderlandverschickung der NSV.

„Steppke?"

„Wie alt bist du denn?"

„Neun Jahre und im Dezember werde ich zehn!" gibt Steppke zur Antwort.

„Hm, noch ein bißchen miesepetrig für dein Alter!" meinte Oma Grothe. „Heide ist acht und . . ." „Ja, wo steckt denn das Mädel schon wieder!" unterbricht die junge Bäuerin.



„Heide, Heide!"

Von irgendwoher kommt Antwort und dann pendeln aus luftiger Höhe zwei braune Beinchen, die in Sandalen und roten Söckchen stecken. Das zu diesen rothestrumpften Beinchen gehörende Oberteil bleibt einstweilen noch im grünen Laubversteck des tiefherabhängenden Blätterdaches eines alten, krummen Apfelbaumes verborgen.

„Aber, Heide, Herrgott, Mädel, mußt du denn immer in den Bäumen herumturnen!" tadelt die Mutter.

Gleich darauf kommt Heide vollends zum Vorschein — rund und rosig, ein strammes, pausbäckiges Bauernmädchen mit flachsblonden Hängezöpfchen.

„So, nun komm, Heide, und sag deinem neuen Spielgefährten mal schön guten Tag. Und nun vertragt euch gut, Kinder! Heide, und du könntest dem kleinen Jungen, Steppke heißt er, mal alles so ein bißchen zeigen. Ich habe noch zu tun!"

Willig kam Heide der Aufforderung nach. Der Bann war schnell gebrochen und die erste Scheu überwunden.

„Heißt du eigentlich Steppke?" forscht Heide nach einer kleinen Pause.

„Nein, eigentlich Stephan, aber sie haben mich alle Stepke gerufen!"

„Komisch, ich heiße Adelheid, und Heide wird zu mir gesagt!"

„Uebrigens, wenn du Stachelbeeren magst, du kannst essen, so viel du willst. Die Büsche hängen so stoppevoll; aber kein Wasser darauf trinken, sonst wirst du krank und mußt sterben."

„Die Birnen sind auch schon reif! Diese da," Heide zeigt auf einen alten, großen Birnbaum, „die sind sehr saftig." Auch den alten, krummgewachsenen Gravensteiner, zwischen dessen dichtem Laubversteck oben in der Astgabelung ein luftiger Sitz gezimmert war, muß Steppke bewundern. „Wenn du mal mit rauf kommen willst, das Brett ist lang genug, daß auch gut zwei drauf sitzen können!" O ja, ist das fein, da oben in den Zweigen zu sitzen. Der Baum steht dicht am Zaun, unten gehen die Leute vorüber und sehen Steppke und Heide nicht.

Durch Garten und Hof, durch Scheune und Stall führt die kleine Heide den neuen Hausgenossen. Das große Viehhaus gleich neben der Scheune steht jetzt leer. Die Gespanne sind im Heu und die Kühe auf der Weide. Aber Steppke interessiert sich für die Namentafeln, die über den Stallbarren angebracht sind. „Haben denn Kühe auch Namen?" fragt er verwundert.

„Ei freilich!" erklärt Heide wichtig, „da lies nur, und unsere Guste, die Magd, die kennt jede einzelne Milchkuh und weiß, wieviel Liter Milch sie gibt. Lies mal, hier steht die Bläß, da die Liese, die Lotte und Trine und Regine und Lore und Fix und Mohrchen und Schecke."

„Ist keine Heide dabei?" erkundigt sich Steppke.

„Nun willst du mich wohl veräppeln?"

„Nein, veräppeln gar nicht!" verteidigt sich Steppke, „ich dachte bloß, Liese und Lotte und Lore, das sind doch auch Mädchennamen, und der Name Heide ist so hübsch. Ich hab ihn noch nie gehört, aber er gefällt mir."

„Ich heiße doch Adelheid." „Heide klingt viel hübscher!" „Siebzehn Kühe haben wir," fährt Heide fort, „und noch ein paar Kälbchen. Du wirst sie sehen, wenn sie heut Abend von der Weide kommen. Wir lassen das Vieh über Nacht nicht mehr draußen, seit uns vor zwei Jahren unser bestes Rind von der Weide einfach weggeklaut ist."

Nachdem Steppke dann noch ein Rudel Gänse, diverse Dutzend Hühner, darunter ein paar Glucken mit ihren Kükentrüpplein und den großen Taubenschlag bestaunt, mit dem kleinen Spitz „Fiffi" Bekanntschaft geschlossen und das kohlschwarze Spiegelsamtfell des Katers „Murr" gestreichelt hat, muß er auch noch das ganze Haus vom Keller bis zum Räucherboden in Augenschein nehmen. Es ist ein Haus, vollgestopft mit altväterlichem Bauernhausrat, mit vielen altersdunklen schweren, weitbuchtigen Schränken und Truhen, hinter denen sich gut Verstecken spielen läßt — und oben, auf den Häupten der Schränke, marschieren verlockend zum Wegstiebitzen ganze Batterien Weckgläser mit Eingemachtem, mit Kirschen und Erdbeeren, mit Pflaumen und Birnenkompott, und oben in der Räucherkammer hängen auf den langen Wurststangen Speckseiten und Schinken und ellenlange, nahrhafte Girlanden speckig glänzender Würste.

„Gefällt es dir?" fragt Heide. „O ja, sehr fein!" nickt Steppke, und es deucht ihm schier, er sei hier im Schlaraffenland gelandet. Das Haus, angefüllt mit leckeren Dingen, der Garten voll Beeren und Obst, man braucht nur die Hand auszustrecken, in die vollbeladenen Zweige. Wie ein Märchen ist das, wie ein unvorstellbar schönes und doch wirkliches Märchen.

Fortsetzung folgt.

unglücklich mit dem Hinterkopf auf die Bodenplatten auf, daß er einen Schädelbruch verbunden mit einer Gehirnerschütterung davontrug. Er wurde sofort mit einem Krankenauto dem Bergmannsheil-Krankenhaus zugeführt. Doch war alle ärztliche Kunst vergebens. Kurz vor 18 Uhr ist Wenzel noch am Nachmittag des gleichen Tages gestorben.

Heinrich Wenzel war ein äußerst talentierter junger Mensch, der in seinem Handwerk, das er bei der Firma Fuchs erlernte, bei seinem Fleiß, seiner Zuverlässigkeit und Nüchternheit zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Er stand bereits seit 1930 mit alleiniger Unterbrechung durch die im Frühjahr dieses Jahres zu Ende gegangene Arbeitsdienstzeit in den Diensten der Firma Fuchs.

Ein schöner Lohn für die Leistung

Sieger des Reichsberufswettkampfes bei wirtschaftskundlichen Fahrten

Am Sonntag, dem 7. Juni, beginnen in Gevelsberg vier wirtschaftskundliche Fahrten der Jugendabteilung der Gauwaltung Westfalen-Süd. Es nehmen an ihnen die Siegerinnen und Sieger des Reichsberufswettkampfes teil, die auf diese Weise den schönsten Lohn für ihr Streben erhalten. 30 Teilnehmer der Wettkampfgruppe Eisen und Metall begeben sich nach Berlin, 30 der Wettkampfgruppe Handel nach Hamburg, Bremerhaven und Bremen, 20 Teilnehmer der Gruppe Leder sowie 20 Teilnehmerinnen der Gruppe Textil und Bekleidung werden die Betriebe der näheren Umgebung, des Bergischen Landes und des Niederrheins besichtigen.

Bekanntlich haben auch drei Teilnehmer am Reichsberufswettkampf aus Castrop-Rauxel diese Auszeichnung erhalten. Es sind dies: Rudolf Trautmann (Bergbau), Herta Dahmen (Handel) und Elisabeth Becker (Bekleidung).

Die Besten erhalten eine Urkunde

Bei der diesjährigen Siegerehrung der Reichsberufswettkampfteilnehmer erhielten die Bergjungleute von „Erin" insgesamt 9 namentliche Siegerurkunden. Es ist ein schöner Beweis für das Ringen und Streben der jungen Menschen um Ehre und Anerkennung, um welche im Reichsberufswettkampf gestritten wurde.

Auch der Schmiedelehrling Heinz Schlösser, der als Bester des Bezirks Castrop-Rauxel in der Gruppe Metallbearbeitung zum Gauentscheid gesandt wurde, erhielt eine namentliche Urkunde.

Nur weiter so! Euch Siegern ein frohes „Glück auf!".

KdF.-Fahrt nach Saßnitz ausverkauft

Das bisher herrschende ungünstige Wetter hat unsere Arbeitskameraden keineswegs davon abgehalten ihrer Urlaubsfreude Gestalt zu geben. Schon wieder meldet die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" des Gaues Westfalen-Süd, daß die Fahrt vom 1. bis 16. Juli nach Saßnitz ausverkauft sei. Das ist ein Beweis, daß es jeder Urlauber mit seiner Anmeldung ernster und eiliger nehmen sollte.

Wie wir hören, stehen noch weitere Fahrten in den nächsten Tagen vor dem Abschluß, so daß wir nochmals die dringende Bitte jedem ans Herz legen, wer mit „Kraft durch Freude" fahren will, muß sich rechtzeitig melden.

BV. 11 feiert Silberjubiläum

Der Ballspielverein 1911 Obercastrop kann in diesem Jahre auf ein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Aus diesem Anlaß bereitet der Verein ein großes dreitägiges Jubelfest vor, das am Samstag, dem 20., Sonntag, dem 21. und Montag, dem 22. Juni in einem großen, auf dem Sportplatz an der Karlstraße (Nähe der Zeche „Erin") errichtet wird, gefeiert werden soll. Der Samstag wird den eigentlichen Jubiläumsfestakt, der Sonntag ein großzügig ausgestattetes Volksfest und der Montag den Ausklang der Jubelfeier bringen.

Die Fundpolizei meldet:

Zwei Hunde zugelaufen!

Falls Eigentumsansprüche nicht geltend gemacht werden, findet die Versteigerung am Dienstag, dem 9. Juni, vormittags 11 Uhr, im Stadtpolizeiamt, Kirchplatz 3, statt

Der Kurszettel der Hausfrau

Blumenkohl 1 Pfund 50—60 ₰, Wirsing 8—10 ₰, Mohrrüben 1 Bund 40 ₰, Stielmus 2 Bund 10 ₰, Salat 1 Kopf 10 ₰, Zwiebeln 1 Pfund 14 ₰, Kohlrabi 2 Stück 15 ₰, große Gurken 1 Stück 30—35 ₰, Schnittbohnen 1 Pfund 35—40 ₰, Rhabarber 7 ₰, Zitronen 3 Stück 10 ₰, Apfelsinen 1 Stück 4—7 ₰, Tafeläpfel 1 Pfund 50—60 ₰, Tomaten 40—50 ₰, Bananen 38—40 ₰, Erdbeeren 80 ₰, Kirschen, süße, 40—50 ₰, Kartoffeln 10 Pfund 47 ₰, Kartoffeln (frische) 7 Pfd. 1 ℳ; Hühner und Hähne, geschlachtet, 1 Pfund 1,10 ℳ, lebende Küken 1 Stück 2,60 ℳ, Legehühner 1 Stück 3,60 ℳ, Kaninchen, lebend, ein Stück 1—1,50 ℳ, Hühnereier 1 Stück 9—11 ₰, Margarine 1 Pfund 63 ₰, Molkereibutter 1,57—1,60 ℳ, Landbutter 1,42 ℳ, Holl. Käse 1,20 ℳ, Schw. Käse 1,30 ℳ, Tilsiter Käse 1,20 ℳ, Schellfisch 1 Pfund 25—30 ₰, Seelachs 25 ₰, Kabeljau 25 ₰, Rotbarsch 30 ₰, Seehecht 60 ₰, Filet 40 ₰, Salzheringe 1 Stück 4—8 ₰, Rindfleisch: Bratfleisch 1 Pfund 90 ₰, Kochfleisch 85 ₰, Kalbfleisch: Bratfleisch 1,10 Mark; Schweinefleisch: Keule, Schulter, 1 Pfund 90 ₰, Bauchfleisch 90 ₰, Koteletten 1 Pfund 1 ℳ, Speck, fett, 1 Pfund 1,10 ℳ, Schweineschmalz: inl., 1 Pfund 1,10 ℳ, ausländisches 90 ₰.

3. Klasse der Staatslotterie

Der Präsident der Preußisch-Süddeutschen Staatslotterie teilt mit: Die Neulose zur 3. Klasse der laufenden Klassenlotterie sind unter Vorlegung des Vorklassenloses und Entrichtung des Einsatzbetrages spätestens bis Mittwoch, den 10. Juni 1936, 18 Uhr, bei den zuständigen Lotterieeinnehmern zu entnehmen. Die Ziehung der 3. Klasse beginnt am Mittwoch, dem 17. Juni 1936, 8 Uhr, im Ziehungssaal des Lotteriegebäudes in Berlin, Viktoriastraße 29.

Dreifaltigkeitskirmes in Henrichenburg

Seit unvordenklichen Zeiten erfreut sich die Dreifaltigkeitskirmes im benachbarten Henrichenburg, ähnlich wie die Castroper Osterkirmes, weit und breit der größten Beliebtheit.

Auf dem Adolf-Hitler-Platz in Henrichenburg herrscht seit Tagen schon reges Leben. Die letzten Nachmittage sahen die Jugend von Henrichenburg und Castrop-Rauxel als durchaus nicht immer stumme Zuschauer zwischen den Wagen und Buden, gern hilfsbereit und dankbar für Pfennige und Freikarten, mit denen man ihre kleinen Hilfsarbeiten belohnt. Die Zahl der Schausteller usw. ist gerade in diesem Jahre besonders groß. Eröffnung der Kirmes ist am Sonntag nach dem Hochamt, ungefähr um 10.30 Uhr. Sie dauert bis Montag abend.

Ab 15. Juni Olympia-Postkarte

Nach einer Anordnung des Reichspostministers ist mit dem Verkauf der Olympia-Postkarten zu 6 plus 4 und 15 plus 10 Pfg., sowie der Freimarkenheftchen mit Olympiamarken am 15. Juni zu beginnen. Die Olympia-Postkarte zeigt eine Teilabbildung des Olympiastadions in Berlin. Die aufgedruckte Marke enthält im Bild die Olympiaglocke.

Traditions-Ecke

Hackenäuer! Herhören!

In diesem Jahre, in dem unser Führer und Reichskanzler Adolf Hitler dem deutschen Volke die volle Wehrhoheit und Gleichberechtigung wiedergegeben hat, veranstaltet der Verband ehem. 16er Hackenäuer in den Tagen vom 13. bis 15. Juni in Krefeld eine große Wiedersehensfeier. Alle Hackenäuer, gleich ob Aktiv, Reserve oder Landwehr, die einst mit Stolz die Nr. 16 getragen haben, werden zu diesem Regiments-Appell herzlichst eingeladen. Infolge des Versailler Friedensdiktates mußte auch das Infanterie-Regiment „Freiherr von Sparr" (3. Westf.) Nr. 16 aufgelöst werden. Gegründet zu Beginn der Befreiungskriege am 1. Juli 1813, kann es also im Jahre 1938 seine 125-Jahrfeier begehen. Die Feier wird bereits von den Kameraden, die im Verband der Hackenäuer zusammengeschlossen sind, vorbereitet, da bei dieser Gelegenheit den gefallenen Kameraden ein Ehrenmal gesetzt werden soll. Dazu bedarf es natürlich der Mitarbeit aller Hackenäuer. Und so ist es Pflicht eines jeden Kameraden, Mitglied des Verbandes zu werden. Anmeldungen zum Regiments-Appell und zum Eintritt in den Verband ehem. 16er Hackenäuer nimmt der Schriftwart, Kamerad Ernst Stein, Wuppertal-Barmen, Schwarzbach 56, entgegen.

Statt besonderer Anzeige.

†

Gott dem Herrn über Leben und Tod hat es in seinem unerforschlichen Ratschlusse gefallen, heute morgen 3.15 Uhr unseren lieben Bruder, Schwager, Onkel und Vetter, den Uhrmacher

Franz Heinemann

zu sich in die Ewigkeit abzurufen.

Er starb nach langem, schwerem, mit großer Geduld ertragenem Leiden, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, im fast vollendeten 63. Lebensjahre.

Um stille Teilnahme bitten:

Die trauernden Angehörigen

Castrop-Rauxel 1, Gevelsberg, den 6. Juni 1936.

Die Beerdigung findet statt, am Dienstag, dem 9. Juni, um 16 Uhr vom Sterbehause aus, Widumerstraße 12. Das feierliche Levitenamt findet satt am gleichen Tage morgens um 8 Uhr in der St.-Lambertuskirche.

---

†

Dem Herrn über Leben und Tod hat es in seinem unerforschlichen Ratschlusse gefallen, heute abend 10 Uhr meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Frau Josef Röllmann

Elisabeth geb. Timmesfeld

infolge Herzschwäche zu sich in die Ewigkeit zu nehmen.

Sie starb nach einem christlichen Lebenswandel, wohlvorbereitet durch den Empfang der hl. Sterbesakramente, in Bad Nauheim im Alter von fast 72 Jahren.

Um ein andächtiges Gebet für die liebe Verstorbene bitten:

Die trauernden Angehörigen.

Castrop-Rauxel 2, den 5. Juni 1936.

Die Beerdigung findet statt am Dienstag, dem 9. Juni 1936, nachmittags 3.30 Uhr, vom Trauerhause Bahnhofstraße 315 aus.

Das feierliche Seelenamt ist Mittwoch, 7 Uhr, in der Herz-Jesu-Kirche zu Rauxel. (28

Nachruf.

Am Donnerstag, den 4. Juni, verschied plötzlich und unerwartet infolge eines tragischen Unglücksfalles der

Malergehilfe

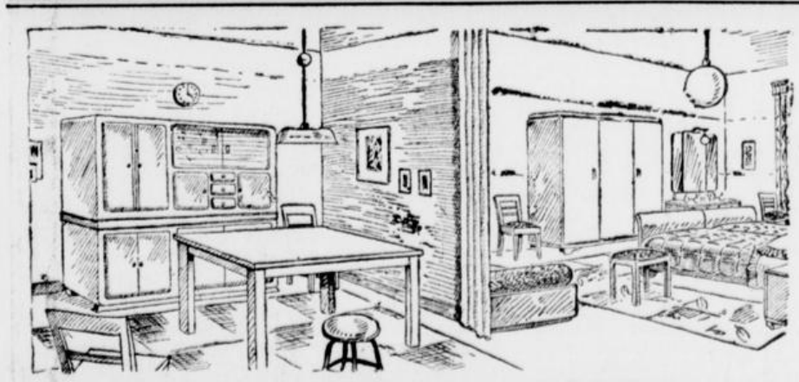
Johannes Wenzel

Wir verlieren in dem Verstorbenen einen treuen Mitarbeiter, der seit 1930 bei uns beschäftigt war.

Sein Pflichtbewußtsein und seine Kameradschaftlichkeit sichern ihm bei uns ein dauerndes ehrendes Andenken.

Castrop-Rauxel 3, den 6. Juni 1936.

Führer und Gefolgschaft der Firma Heinrich Fuchs



Ständige Ausstellung: ca. 200 Zimmer

Erleichterte Zahlungen bis zu 15 Monaten

Annahme von Ehestandsdarlehen und Kinderbeihilfen

HEINRICH Heiland

gegr. 1899 Herne Bahnhofstraße

Möbliertes **Zimmer** zu vermieten. Wo, zu erfragen im Stadtanz.

Haben Sie etwas zu verkaufen oder wollen Sie etwas kaufen? Suchen Sie eine Stelle od. biet. Sie eine Stelle an? Dann inserieren Sie im Stadtanzeiger für Castrop-Rauxel und Umgebung.



Wergründlich prüft, wählt OPEL

mit Recht das meistgekaufte deutsche Fahrrad.

AB 57.- RM

W. Verheyen

Castrop-Rauxel 1, Marktstr. 16

Telefon 2410

Anzahlg. 15.-Mk. Wochenrate 1.-Mk.

Homöopathie

Naturheilkunde

E. WILKING

Herne Heilprakt. Schulstr. 20

Sprechstunden: Jed. Mittwoch von 10—12 und von 3—5 Uhr

Behandle alle inneren und äußeren Leiden, auch chron. Fälle, Flechte (Ekzem), Astmah, Magen-, Leber- und Nierenleiden.

Viele Dankschreiben.

Die **Anzeige** ist zur unentbehrlichen Helferin der Privatwirtschaft geworden. Gerade in wirtschaftlich schweren Zeiten ist sie die bewährte Mittlerin zwischen Kaufmann und Kundschaft.

Wirb für den „Stadtanzeiger für Castrop-R. u. Umgb." denn seit über 60 Jahren setzt er sich für die Interessen Deiner engeren Heimat in besonderer Weise ein **Treue um Treue**

Warum alles allein machen?

Der kluge Kaufmann zieht bei der Werbung für sein Geschäft den Anzeigenteil der Ortszeitung zur Hilfe heran. Er weiß, daß die Zeitungsreklame die größte und schnellste Verbreitung findet. Dabei ist sie wirksamer und somit billiger als alle anderen Werbearten.

Große Auswahl in mod. elektr. *Beleuchtungskörpern* zu niedrigen Preisen bei **KIRSCH** Castrop, Münsterstr. 21

Miet-Verträge stets vorrätig Druckerei Geschw. Schmitz

Dienstpersonal meldet sich zahlreich wenn Sie eine kleine Anzeige im Stadtanzeiger bestellen.